

TIMETRAVELLER

Reisen durch Zeit und Raum

Episode 30

WENN ENDE SICH
ZU ANFANG NEIGT

DENN NICHTS IST
FUER DIE EWIGKEIT ...

von Gunter Arentzen

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Die große Onlineserie

Gunter Arentzen

Timetraveller - Reisen durch Zeit und Raum

Episode 30

Wenn Ende sich zu Anfang neigt:
Denn nichts ist für die Ewigkeit ...

www.geisterspiegel.de

Cover und Coverbild © 2012 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

»Ich hasse Krieg wie nur ein Soldat, der je gelebt hat, ihn hassen kann, schon allein weil ich seine Brutalität, seine Sinnlosigkeit, seine Dummheit gesehen habe. Doch gibt es eine Sache auf seiner Habenseite zu erwähnen – zu siegen verlangte eine eindrucksvolle Manifestation der edelsten Tugenden des Menschen: Glaube, Mut, Stärke, Opferbereitschaft.«

(Dwight D. Eisenhower)

Abschnitt 4: Die bittere Wahrheit

Prolog

Die Auswertung

Ebony Creek, Februar 2007

»Was zur Hölle ist Welt 0-2-2 Alpha?«, fragte Francine und wiederholte damit jene Frage, die sie schon einmal gestellt hatte.

Nun saßen sie in einem kleinen Konferenzraum beisammen – neben ihr, Jaqueline, Roger und Tamara waren auch Ken und Claire zugegen.

Die Agentin der UKUSA stand an einem Whiteboard. Ein Beamer projizierte eine PowerPoint-Präsentation auf die glatte, helle Oberfläche.

Jene Welt, welche die Timetraveller zuletzt besucht hatten, war dort zu sehen – wenn auch nur als Standbild.

»Dieses Projekt, so großartig es auch ist, wurde nicht allein aus den bekannten Gründen ins Leben gerufen. Gewiss, Zeit- und Weltenreisen sind großartig, faszinierend – die meisten Menschen denken noch immer, dass Zeitreisen nicht möglich seien. Aber von Anfang an stand ein weiteres Ziel fest. Wir wollten eine Fluchtwelt finden.«

Jaqueline rief die nächste Folie der Präsentation auf. Darauf war ein Insektenwesen zu sehen; eines jener Feindwesen, welche die Parallelwelt der Amazonen überfallen und in einen seit Jahrhunderten andauernden Krieg zwangen.

»Dieses Bild entstand vor einigen Jahren. Es wurde hier, auf 0-0-1 Alpha, aufgenommen. Eine Insel tauchte aus dem Nichts auf – Experten befassten sich mit dem Phänomen und stellten fest, dass es sich um einen Beobachtungsposten der Feindwesen handelte. Am Ende konnten wir die Insel vernichten.«

»Das bedeutet«, rief Francine und erbleichte, »dass uns allen ein solcher Krieg ins Haus stehen könnte!«

»Richtig«, bestätigte Tamara. Dabei blies sie sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ich war damals Mitglied dieser Expertengruppe und weiß eines – keine Armee der Welt könnte eine solche Invasion abweh-

ren. Durch den langen Krieg in der Parallelwelt verfügen die Feindwesen über Waffen, denen wir nichts entgegenzusetzen haben.«

»Seit die Weltenreisen begannen«, fuhr Jaqueline fort, »überprüfen wir jedes Ziel *auch* daraufhin, ob es sich als Fluchtpunkt eignet. Wir haben eine Checkliste ...«, sie rief die nächste Folie mit eben jener Liste auf, »die wir nutzen. Schon der erste Punkt macht die meisten Ziele obsolet – wir suchen eine von Menschen unbewohnte Welt.«

»Also war es das, was du mit *Negativpunkten* meintest!«, rief Claire. Sie schaute hinüber zu Tamara und sah diese bestätigend nicken.

»Wir dachten, in 0-2-2 Alpha eine solche Welt gefunden zu haben. Bis wir den Satelliten entdeckten ...«

Jaqueline wechselte abermals die Folie, sodass nun das Siegel der CIA zu sehen war. Ein Zeichen, dass sie alle nur zu gut kannten – bis Ende 2006 hatten sie alle für die Agency gearbeitet.

»Natürlich muss man in einer Parallelwelt damit rechnen, dass es Parallelen gibt. Das wissen wir alle. Aber dass eine Agentin namens Jaqueline Berger für die CIA arbeitet und dann auch noch mein Passwort benutzt, ist extrem unwahrscheinlich. Es ist *mein* Zugang und es ist der Server *unserer* CIA, der über den Satelliten in der Umlaufbahn um 0-2-2 Alpha gestreamt wird.«

Jaqueline rief die nächste Folie auf – der Login des Kommunikationsservers.

»Wie ist das möglich?«, fragte Claire fassungslos. »Das würde doch bedeuten, dass jemand vor uns diese Welt besucht hat. Und dann die merkwürdige Begrüßung ...«

»Ich bin ein vorsichtiger Mensch«, erklärte Jaqueline. »Zumindest im Umgang mit Daten und Fakten. Bei jeder Schatzsuche schickte ich täglich Protokolle an Joyce, damit sie einspringen konnte, sollte ich ausfallen. In diesem Fall habe ich es nicht anders gemacht; nur dass ich ein Protokoll auf dem Server abgelegt habe, damit ich selbst Zugriff darauf habe. Ich – in einer anderen Zeit.«

Francine begriff, was ihr Jaqueline sagen wollte. »Das bedeutet, dass der Ernstfall eingetreten ist und wir alle fliehen mussten. Ein Ernstfall, der in der Zukunft eintritt und uns zwingt, 0-0-1 Alpha aufzugeben.«

Jaqueline nickte. »So wird es geschehen. Aber nicht genug damit – die Feindwesen werden uns folgen und uns auch in 0-2-2 Alpha aufspüren und ausrotten. Die Menschheit – *diese* Menschheit von 0-0-1 Alpha

– wird ausgelöscht werden.«

Jaqueline legte eine Pause ein. Sie sah den Schrecken in den Gesichtern der anderen. Panik, Unglaube, Entsetzen – all das spiegelte sich darin wider.

»Können wir es verhindern?«, fragte Francine nach ein paar Sekunden.

»Vielleicht.« Jaqueline rief die nächste Folie auf. Sie zeigte das Backup des Flugschreibers. »Dieses Backup landete eigentlich *nicht* auf 0-2-2 Alpha, sondern in einer völlig anderen Welt. Ursprünglich entdecken wir 0-2-2 Alpha erst in einigen Monaten und nutzen sie als Trainingswelt. Dabei entscheiden wir uns, sie als Fluchtpunkt zu nutzen, da sie perfekt ist.«

Jaqueline wechselte die Folie. Nun war eine Eiswüste mit Mammuts und Eisbären zu sehen. »*Dort* landete das Backup ursprünglich.«

»Das weißt du aus den Daten, die du vom Satelliten geborgen hast?«, fragte Ken.

»So ist es.«

»Aber ich verstehe noch immer nicht, wieso der Satellit vom Jahr 2024 sprach. Gibt es einen solchen Zeitunterschied bei der Reise zu 0-2-2 Alpha?«, wollte Ken wissen. »Wir schreiben das Jahr 2007. Das, was geschehen wird, liegt also 17 Jahre in der Zukunft.«

»Die Auslöschung findet im Jahr 2024 statt. Die Invasion hingegen beginnt sehr viel früher – mit geheimen Versuchen auf einer Insel in der Karibik – Caribbean Cove. Ich möchte den Verlauf der Invasion, unserer Flucht und auch unsere Vernichtung hier nicht in aller Deutlichkeit ausbreiten. Nur eines – ich schicke im Jahr 2024 den Flugschreiber und auch den Satelliten in die Vergangenheit, um uns selbst auf die Ereignisse hinzuweisen. Um uns die Chance zu geben, das Grauen im Ansatz zu stoppen.« Jaqueline zögerte kurz. »So etwas habe ich schon einmal getan – und auch damals ging es um die Vernichtung der Welt.«

»Also müssen wir nun alles daran setzen, um das Grauen zu verhindern; sehe ich das richtig?«, fragte Francine.

»So ist es. Und wir müssen gleichzeitig eine Rettungsmission starten, denn laut dem Backup des Flugschreibers gibt es einen Überlebenden der verschollenen Mission. Ihn holen wir heim«, beantwortete Tamara die Frage.

»Sollten wir uns nicht zuerst auf die Bedrohung konzentrieren?«, wollte Claire wissen. »Wenn wir sie nicht in den Griff bekommen, dann ...«

»Diese Überlegung steht nicht zur Debatte!«, erwiderte Jaqueline scharf. »Wir werden Erfolg haben, denn alles andere ist *keine* Option.«

Claire schrumpfte in sich zusammen. »Okay, und wer ...«

»Das Team der Timetraveller wird die Rettungsmission fliegen und dazu den Transporter nehmen. Francine und ich werden die Invasion von 0-0-1 Alpha verhindern.«

»Wissen wir schon etwas über die Welt, in die wir müssen?«, fragte Ken.

»Wir haben Sonden geschickt, die Daten gehen an Claire. Ab sofort ist sie für die Rettungsmission verantwortlich; sie hat das Kommando über die Timetraveller, bis *unsere* Mission abgeschlossen ist.« Jaqueline beendete die Präsentation. »Die Ausbildung des neuen Piloten ist beendet, er wird sich bei Claire vorstellen.«

Die Besprechung war beendet.

Claire und Ken verließen ebenso wie Roger und Tamara den Konferenzraum. Zurück blieben Jaqueline und Francine.

»In welchem Rahmen operieren wir?«, wollte die ehemalige Agentin der Agency wissen. »Immerhin bin ich seit Anfang des Jahres Zivilistin.«

Jaqueline reichte ihr einen Ausdruck.

Francine las das Schreiben und seufzte. »Ich wurde zurück in den aktiven Dienst beordert, Star Gate zugeordnet und dir unterstellt. *Auf Veranlassung von Commander Jaqueline Berger, Agent in Charge.*« Sie schaute Jack an. »Wir hätten darüber sprechen können.«

»Hättest du dich aus der Verantwortung gestohlen?«

»Verantwortung? Jaqueline, das ist nicht meine Verantwortung. Ich bin zivile Angestellte der Timetraveller. Das da ...« Sie zeigte auf das MacBook der Agentin, »ist eine Sache, die mich eigentlich nichts mehr angeht. Dazu gibt es genug aktive Agenten. Nicht nur bei der Agency.«

»Wir werden kämpfen müssen. Vor uns liegt eine schwere Aufgabe. Du warst in der Parallelwelt, du hast die Amazonen überzeugt. Und wir haben Seite an Seite den Terror bekämpft. Du bist meine Partnerin in diesem Fall – niemand sonst. Die einzige Agentin, die außer dir in Frage gekommen wäre, hat einen nicht minder wichtigen Fall in Spanien,

um den sie sich kümmern muss.«

»Jane Brewer?«

Jaqueline nickte. »Genau die.«

Francine stand auf. »Also dann – wieder einmal für den Frieden und die Sicherheit der Menschen, der USA, den Präsidenten ... Ich hasse es schon jetzt!«

Jaqueline stieß ein freudloses Lachen aus. »Denkst du, mir gefällt es?«

Francine nickte. »Ja, das tut es. Du liebst es, dich in solche Abenteuer zu stürzen. Jeder weiß, dass du dem Untergang entgegenschlitterst, Scorpion. Du bist deswegen so gut, weil du nichts mehr verlieren kannst – nicht einmal dein eigenes Leben.«

Damit verließ Francine den Raum.

Jaqueline schaute ihr nach. Sie wusste, dass die Amerikanerin recht hatte ...

Kapitel 1

Der Neue

Ebony Creek, Februar 2007

Andrew Denwick, ehemals Pilot der Royal Air Force, verließ den Simulatorraum und fuhr sich mit der Hand durch das verschwitzte Haar. Er hatte so viele simulierte Übungsflüge mit dem Glider unternommen, dass er sie nicht einmal mehr zählen konnte.

Hinzu kamen Dauerläufe, Trainingseinheiten mit einem Nahkampf-fausbilder und immer wieder psychologische Tests.

Inzwischen glaubte er, dass ihn die Seelenkämpfer des Projekts besser kannten, als er sich selbst kannte.

Ein schmales Lächeln huschte über das Gesicht des Mannes. Eine Weile hatte er geglaubt, in der Royal Air Force ein Zuhause gefunden zu haben. Irak, Afghanistan – er hatte die modernen Kriegsschauplätze gesehen.

Dann aber war ein Gesuch von Jaqueline Berger bei ihm eingetroffen; eine Einladung zu einem geheimen Gespräch. In einem First-Class-Hotelzimmer in London hatte sie ihm das *Projekt Timetraveller* vorgestellt

– und ihm die vakante Stelle des Ersten Piloten angeboten.

Auf besonderen Rat von Lady Patricia Cameron, wie sie betonte. Jene Patricia Cameron, mit der er schon einmal gearbeitet hatte und auch jene Patricia Cameron, in die er sich für ein paar Wochen verliebte.

So wie sie sich in ihn verliebt hatte.

Dann war ihm eine hübsche, zärtliche Krankenschwester über den Weg gelaufen, während Patricia den Irak verlassen hatte, um für den MI6 Artefakte zu suchen. Die Trennung von ihr, die Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit ...

Inzwischen war die Krankenschwester seine Frau und Mutter seines Sohnes Frederic.

Auch Patricia hatte eine neue Liebe gefunden, sodass sie einander ohne Groll begegneten. Und eben diese lose Freundschaft sowie das Wissen der Adligen um seine Flugtalente hatten ihm den wohl außergewöhnlichsten und aufregendsten Job der Welt verschafft.

So ganz konnte Denwick noch immer nicht glauben, dass Reisen durch Zeit und Raum möglich waren, es unzählige Welten gab und *er* die Ehre haben würde, als Pilot der Ersten Mannschaft zu fungieren.

Er betrat die Umkleidekabine für Männer, streifte den verschwitzten Fluganzug ab und stellte sich unter die Dusche. Seine Hände glitten über den trainierten Körper, ehe sie an einer hässlichen Narbe verharrten. Dort hatte ihn ein Schrapnell getroffen, als sein Hubschrauber unter Beschuss geriet. Er hatte die Maschine sicher landen, die Passagiere retten, die Angreifer abwehren und den herbeieilenden Bodenkräften Meldung erstatten können, ehe er sich eine Ohnmacht gestattete.

Dies hatte ihm eine Beförderung und einen Orden eingebracht sowie die Aufmerksamkeit von Lady Cameron erneut auf ihn gelenkt. Noch immer war sie mit dem Geheimdienst verbunden und erhielt laufend Berichte, die für ihre Arbeit wichtig sein konnten – auf die eine oder andere Weise.

»Andrew?«, hörte er Jaqueline Bergers Stimme rufen. Sie schien vor den Duschen zu stehen.

»Yepp?«

Anfangs hatte er geglaubt, sich so militärisch geben zu müssen wie bei der RAF, aber dies hatte ihm Jaqueline rasch ausgedet. Solange jeder seinen Job tat, herrschte ein lockerer Umgangston, der ohne Ehrenbezeugungen und Förmlichkeiten auskam.

Nur eines musste stets klar sein – Jaqueline war die oberste Chefin; ihr folgten Francine und – vor allem im Einsatz – Claire, die für jeden Flug die Verantwortung trug.

»Melde dich bei Claire, sie wartet auf dich. Ab sofort geht deine Ausbildung in die entscheidende Phase.«

»Verstanden.«

Denwick spülte das Duschgel ab, verließ die Kabine und griff nach einem Handtuch. Das Wasser musste er nicht abdrehen – es ging an, sobald jemand die Kabine betrat und schaltete sich ab, wenn er sie verließ.

Eine der vielen kleinen Spielereien, die Roger Müller realisiert hatte. *Um den Science Fiction-Charakter zu unterstützen*, wie er scherzhaft angemerkt hatte.

Dazu gehörten auch Schiebetüren, die nach und nach in alle Räume eingebaut wurden.

Ich mag Star Trek und Star Wars. Das wird man auch in Ebony Creek sehen.

Noch so ein Spruch von Roger Müller ...

Der angehende Glider-Pilot schlüpfte in einen dünnen Overall, schnürte sich die bequemen Schuhe und verließ die Umkleidekabine. Sein Herz schlug ein wenig schneller, denn er wusste, was nun auf dem Programm stand. Die *entscheidende Phase* bedeutete echte Trainingsflüge.

Er würde in einen Glider steigen und zu einer fremden Welt fliegen. Zum ersten Mal in den Zeitstrom eintreten, die kleinen, widerlichen Biester an der Scheibe kleben sehen, die Beschleunigung spüren, wenn der Glider über die Startrampe jagte ...

Dafür hatte er sich geschunden und dafür war er mit seiner Familie aus dem mondänen London in das kleine, verträumte Ebony gezogen.

Obwohl er zugeben musste, dass sein Sohn in dieser Umgebung behütet aufwachsen würde. Anders als in London war die größte Gefahr, die in Ebony auf ihn lauerte, jene, dass er vom Pferd fiel. Die Gefahren, die London bot – jene für Körper *und* Seele, gab es hier nicht. Keine Drogen, keine Kriminalität und keine vielbefahrenen Straßen.

Hier in Ebony gab es Natur, eine ruhige Innenstadt und eine Schule, an der sich Frederic wohlfühlte.

Auf dem Plateau von Ebony Creek waren Hunde untergebracht, mit

denen Frederic spielen konnte und in einem Stall stand Frederics Pony – ein Willkommensgeschenk von Jaqueline, die dem Kleinen den *Kulturschock* hatte versüßen wollen.

Denwick wunderte sich, wie offen die Verantwortlichen einerseits mit Ebony Creek umgingen, andererseits aber dennoch auf Geheimhaltung Wert legten. Die Bewohner konnten das Plateau besuchen, mit den Hunden spielen und die Aussicht genießen; es gab sogar ein kleines Restaurant, in dem Ausflügler die Aussicht durch eine breite Glaswand genießen oder im Sommer im Freien sitzen konnten.

Auf der anderen Seite kam jedoch kein Unbefugter *in* den Berg. Das, was *in* Ebony Creek geschah, war streng geheim. Die Bewohner wussten jedoch, dass für sie keinerlei Gefahr bestand. Das hatte Jaqueline auf einer Bürgerversammlung im Dezember versichert. Keine Chemie, keine Radioaktivität und keine biologischen Kampfstoffe. Lediglich für die Bevölkerung ungefährliche Physik, die weder zischt noch knallt und keine wie auch immer gearteten Strahlen erzeugt.

Das, eine großzügige Spende an das renovierungsbedürftige Krankenhaus sowie die Zusicherung, dass die Bediensteten jederzeit für die Stadt da seien, hatte zu einem überaus freundlichen Klima geführt.

Denwick, der Teil der Gemeinde geworden war, spürte dies bei jedem Einkauf und bei jedem Stadtbummel. Die *Neuen* wurden begrüßt, man plauderte mit ihnen und auch wenn die Neugier ungebrochen war, nahm ihnen niemand die Verschwiegenheit übel.

Es zahlte sich aus, dass Roger Müller die Order ausgegeben hatte, dass sich die Angestellten integrieren sollten. *Unterstützt die lokale Wirtschaft, besucht das kleine Kino, geht aus und seid gute Bürger. Vermont ist nicht Kalifornien, Ebony nicht San Francisco. Wir wollen nicht, dass uns die Bürger mit Argwohn betrachten. Wir dienen der Menschheit und das sollen die Leute in Ebony auch spüren!*

Denwick erreichte das Büro von Claire Bancroft-Okumoto und klopfte.

»Bitte!«, hörte er eine junge, weibliche Stimme. Bislang hatte sich Denwick nicht bei den *Timetravellern* vorgestellt. Er kannte deren Werdegang und hatte die Akten bisheriger Abenteuer gelesen. Mit dem Team selbst war er jedoch nicht in Kontakt gekommen.

Er trat ein und sah seine Vorgesetzte hinter einem breiten Schreibtisch sitzen. Vor ihr, *auf* dem Tisch, saß ein Asiate und musterte ihn

neugierig.

Ken Okumoto, schoss es Denwick durch den Kopf, *der bisherige Pilot*. Er nickte ihnen zu. »Ich soll mich melden«, erklärte er dabei unsicher.

»So ist es.« Claire schenkte ihm ein Lächeln. »Wir haben deine Akte gelesen; deine Ausbildung ist beendet, soweit sie Simulator und Theorie betrifft.«

Denwick nickte.

»Bist du bereit, in einen Glider zu steigen? In einen echten Glider?«

»Ja, Ma'am.« Denwick lächelte zuversichtlich.

»Gut – denn genau das wirst du tun. Eine Übungsmission zu Welt 0-2-2 Alpha. Sie hat zwei Ziele; zum einen wirst du zum ersten Mal einen *echten* Flug absolvieren, zum anderen wollen Roger Müller und Tamara Delgado den Antrieb optimieren und benötigen einen weiteren Testflug.«

»Verstanden ...«

»Noch etwas – aufgrund einer parallel laufenden Mission von Jacqueline und Francine bin ich die Leiterin der Timetraveller – du solltest das wissen.«

Denwick nickte. *Eine parallel laufende Mission? Sicherlich keine Welt- oder Zeitreise, sonst hätten sie nicht Ken zurückgelassen. Oder doch?* »Darf ich fragen, was ...«

»Du darfst fragen, bekommst aber keine Antwort. Es ist Verschlussache. Nur so viel – es hängt lediglich indirekt mit diesem Projekt zusammen.«

»Wann geht es los?«

»Abflug ist in einer Stunde. Wir treffen uns beim Triceratops – sei pünktlich.«

»Immer doch.« Damit verließ Denwick das Büro, um sich auf den Flug vorzubereiten. Nun, das wusste er, kam es darauf an. Er musste das Team von seinen Fähigkeiten überzeugen und all das angesammelte Wissen präsentieren.

Seine Handflächen wurden feucht.

II

Golda und William schauten Denwick neugierig entgegen, als dieser

die Halle betrat und zum Triceratops ging.

Claire begleitete ihn; beide hatten sich vor den Umkleidekabinen getroffen.

»Das ist der Neue«, stellte die Kommandantin den Piloten vor, »Andrew Denwick aus Großbritannien und damit ein Landsmann von William.«

Die beiden Engländer reichten sich die Hände, ehe Denwick zu Golda blickte. »Und du bist ...?«

»Golda Weis, Israel«, stellte sich die schwarzhaarige Frau mit dem leicht gebräunten Teint vor. »Abgesandte des Instituts.«

»Keine Zivilistin?«, wunderte sich Denwick. »Ich musste meine Karriere bei der RAF aufgeben.«

»Nein, keine Zivilistin. Jaqueline sprach mit ein paar Leuten und veranlasste, dass ich weiterhin beim Institut geführt werde, jedoch Jaqueline unterstellt bin. Ich weiß nicht, *was* Jaqueline für Israel getan hat, aber wären wir eine Monarchie, dann hätte man ihr vermutlich die Krone aufgesetzt. Wo immer sie hinkommt, wen immer sie trifft – jeder ist äußerst charmant und zuvorkommend, erfüllt ihre Wünsche und fragt sie um Rat. Manche nennen sie scherzhaft *Rabbi Jack*.«

»Rabbi Jack, das gefällt mir!«, lachte Claire. »Also schön – da wir einander nun vorgestellt haben ... Die anderen sitzen bereits im Glider. Steigen wir ein!«

Denwicks Puls raste, als er auf den Pilotensitz kletterte und sich anschnallte. Golda nahm neben ihm Platz, hinter ihm saßen Claire und William.

Roger Müller, Tamara Delgado und Ken Okumoto saßen auf den Passagierplätzen, um den Flug zu überwachen.

»Also schön – dann wollen wir mal«, rief Claire fröhlich. »Andrew, bring uns zu Welt 0-2-2 Alpha.«

»Verstanden.« Der Pilot gab die Daten ein, ehe er Verbindung zur Flugkontrolle aufnahm. »Hier Triceratops – wir sind startklar.«

»Startfreigabe erteilt. Countdown beginnen – viel Glück und viel Spaß!«

Der Hundeschutz erschien, die Startbahn wurde mit Energie beschickt. Ein leises Summen erklang, als die Maschinen des Gliders aus ihrem Tiefschlaf erwachten.

Rasch gingen Andrew und Golda die Kontrollen durch, die vor jedem

Start durchgeführt werden mussten. Anschließend lockerte Denwick seine Schultern – so, wie er es schon bei der RAF getan hatte.

»Start in zehn – neun – acht ...«

Seine Hände wurden noch einen Tick feuchter, sein Atem beschleunigte sich. Die Zahlen auf dem Display zählten die Sekunden bis zu seinem ersten Start hinab.

Schließlich erreichten sie die Null – und Denwick löste den Start aus.

Der Glider jagte auf das blaue Leuchten zu. Sie alle warteten darauf, dass sie in den Zeitstrom eintreten würden, aber eben das passierte nicht.

Der Glider fegte durch den Hundeschutz und dieser initiierte den Notstopp. Der Triceratops wurde hart abgebremst und stoppte mehrere Meter vor dem Ende der Startbahn.

»Ich liebe diese Sicherheitsvorkehrung!«, wisperte Claire. Sie war nicht minder bleich wie die anderen Crewmitglieder. In San Francisco wäre diese Fehlfunktion ihr Tod gewesen.

Roger Müller und Tamara Delgado hämmerten auf ihren Notebooks herum, um den Fehler zu finden.

»Seltsam«, sagte der Deutsche nach ein paar Sekunden, »das hätte gar ... *Hey, nicht den Glider bewegen!*«

Der Triceratops wurde plötzlich nach hinten gezogen, zurück zu seinem Startplatz.

»Ich mache gar nichts!«, erklärte Denwick erschrocken. »Flugkontrolle, habt ihr eine Rückholung aktiviert?«

»Negativ!«, kam es zurück. »Der Computer führt ein Eigenleben. Keine Ahnung, was da passiert.«

»Das ist doch ...« Roger runzelte die Stirn, gab einen Befehl ein und schüttelte frustriert den Kopf. »Wir können nicht einmal die Energie abschalten. Flugkontrolle – Notknopf drücken!«

»Drücke Notknopf ...«

Der Glider hatte seinen Ausgangspunkt erreicht, verharrte kurz und jagte plötzlich erneut über die Startbahn.

»Hey!«, schrie Denwick erschrocken. Er versuchte den Start abzubrechen, ebenso wie Claire und Roger reagierten.

Tamara hingegen sagte gar nichts, sondern beobachtete lediglich die Daten auf ihrem Notebook.

Plötzlich erlosch die Energie der Startbahn. Auch der Hundeschutz

erlosch – doch noch immer jagte der Glider durch die Halle.

Claire wusste, dass sie nur eine Chance hatten – sie musste den Antrieb des Triceratops starten und hoffen, dass sie Fluchtgeschwindigkeit erreichten, bevor sie die Wand erreichten.

Sie übernahm die Kontrollen, deaktivierte die Automatik und gab Schub auf die Triebwerke.

Der Glider machte einen Satz, die Wand kam bedrohlich näher – doch im wahrhaft letzten Moment löste sich die Halle auf und die Schwärze des Zeit- und Weltenstroms umgab den Triceratops.

»Das war ... knapp!«, stieß Denwick hervor. »Ich ...«

Claire erwiderte nichts. Sie hatte sie in den Zeitstrom gebracht, die Koordinaten für Welt 0-2-2 Alpha stimmten jedoch nicht. Sie jagten einem unbekanntem Ziel entgegen.

»Wir verlassen den Zeitstrom«, meldete Golda. Die Agentin aus Israel schien völlig ruhig. Sie hatte während des Notfalls keinen Laut von sich gegeben, sondern lediglich die Instrumente im Blick behalten.

Claire ließ zu, dass der Triceratops den Zeitstrom verließ. Kurz darauf jagten sie unter einem grauen Himmel dahin. Unter ihnen zog eine karge Felslandschaft vorbei, die jedoch nach wenigen Minuten zurückblieb und einer großen Stadt mit hohen Gebäuden wich.

Grund zur Freude über diesen Hinweis auf eine moderne Zivilisation hatten sie jedoch nicht, denn das, was sie sahen, ließ ihnen das Blut in den Adern gefrieren.

»Ruinen!«, sprach Golda aus, was sie alle erkannt hatten. »Die Stadt wurde zerstört.«

»William – was sagt der Scan?«, fragte Claire bedrückt. Die Szenen erinnerten sie an Markuis Heimatwelt.

»Es gibt Leben – in verschiedenen Größen. Ob darunter Menschen sind, kann ich nicht sagen. Die Luftverschmutzung ist gering, sie deutet nicht auf größere Energiegewinnung hin. Zumindest nicht auf jene, die mit Verbrennung arbeiten.«

»Danke.« Claire beugte sich vor. »Andrew – kannst du die Kontrollen wieder übernehmen?«

»Sicher ...« Der Pilot griff nach dem Steuer. »Ich ... weiß nicht, was ... Ich habe diesen Notfall geprobt, aber dann ...«

»Es ist dein erster echter Flug – mach dir keine Sorgen.« Claire versuchte, Zuversicht in ihre Worte zu legen. Tatsächlich machte sie Den-

wick keine Vorwürfe. Sie hatte im Bruchteil von Sekunden entscheiden müssen und dies aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung als Timetravel-ler getan. Ob sie einst den Knopf drücken musste, um einer tödlichen Gefahr zu entgehen, oder ob sie den Glider von Hand in den Zeitstrom bringen musste, stellte letztlich nur eine Variante der gleichen Methode dar.

»Wir sollten landen«, bat Roger. »Wir müssen die Systeme prüfen. Ohne Check möchte ich nicht noch einmal in den Zeitstrom.«

»Ich suche einen Landeplatz!«, bestätigte Golda. »Am besten wird es sein, außerhalb der Stadt niederzugehen. Dem Sonnenstand nach zu urteilen, wird es bald dunkel. Zumindest in diesem Teil der Welt. Wir können aber auch in den Morgen fliegen und so einen besseren Überblick gewinnen.«

»Machen wir es so – ich habe keine Lust auf Dunkelheit und Nacht«, entschied Claire.

Sie jagten über Seen, Ozeane, zerstörte Städte und Gebirge dahin, bis sie schließlich einen südlichen Kontinent fanden, der teils urtümliche, teils urbane Gebiete aufwies. Zwar lagen auch hier die Städte in Trümmern, der Tag begann jedoch erst.

»Ein Hain, etwa zwei Klicks entfernt«, rief Golda und gab die Daten ein. »Ein Fluss, eine ausreichend große Landezone und ein gut zu verteidigendes Terrain.«

»Die Luft ist atembar, die Scanner haben keine bekannten Giftstoffe, Strahlen oder Erreger gefunden«, meldete nun William. »Das bedeutet nicht, dass wir nicht mit unbekanntem Gefahren konfrontiert werden können, aber da die Scanner auch auf unbekanntes Gegebenheiten reagieren, ist das Risiko gering.«

Es dauerte nicht lange, bis Denwick den Glider landete.

»Ken, Golda – schaut euch ein wenig um. Radius ein Klick, dann Rückkehr. Andrew und ich sichern den Landeplatz!«, befahl Claire. »William – du unterstützt Roger und Tamara – mit deinen besonderen Fähigkeiten bist du hier am nützlichsten.«

Roger grinste. »Da sag einer, Claire sei keine gute Kommandantin. Sie erinnert mich an Jack, als diese ihre ersten Schritte in Richtung *Kommando* unternahm.«

Kapitel 2

Sabotage

Ebony Creek, Februar 2007

»Was soll das heißen – der Glider ist verschwunden?«, fragte Jaqueline fassungslos. »Wie kann ein Glider verschwinden?«

»Wir wissen nicht einmal, was zur Hölle passiert ist!«, erwiderte der Mann von der Flugkontrolle. »Es ist, als hätte der Glider ein unseliges Eigenleben geführt.«

»Suchen Sie ihn. Irgendwo muss er ja sein.«

»Wenn ich nur wüsste ...«

»Scannen Sie die Spur der Teilchen, die jeder Glider bei einem Weltensprung ausstößt«, befahl Francine, die neben Jaqueline im Kontrollraum stand. »Anschließend verfolgen Sie diese Spur zu jener Welt, in der der Glider gelandet ist. Sie sollten dann Kontakt aufnehmen können.«

»Das ist eine gute Idee!«

»Das ist Standardvorgehen beim Verlust eines Gliders. Sie haben offenbar schon eine Weile nicht mehr in die Handbücher geschaut. Wenn das hier vorbei ist, gibt es Nachschulung für alle.«

Sie wandte sich ab und verließ den Raum, dicht gefolgt von Jaqueline.

Die beiden Frauen hatten die Flugkontrolle gerade verlassen, als eine gewaltige Detonation die gläserne Kanzel der Kontrollstation zerriss. Die Menschen im Innern hatten keine Chance, dem Inferno zu entgehen; sie starben im Bruchteil von Sekunden. Francine und Jaqueline wurden von der Druckwelle erfasst und in die große Halle geschleudert.

Sie überschlugen sich mehrfach, ehe sie liegen blieben. Trümmer regneten auf sie herab, dichter Qualm breitete sich aus.

Ein paar Sekunden später reagierten die Sicherheitsvorkehrungen. Der Qualm wurde abgesaugt, Schaum spritzte aus Düsen an der Decke und löschte die Feuer, ohne zu Kurzschlüssen und weiteren Beschädigungen zu führen.

Sanitäter eilten herbei.

Jaqueline stöhnte, während sie sich aufrichtete. Auch Francine blin-

zelte, hustete und richtete sich auf.

Die beiden Agentinnen schauten entsetzt auf den zerstörten Kontrollraum. Sie wussten instinktiv, dass jemand eine Bombe gelegt hatte. Eine Bombe, die nur ein Ziel hatte – die Spuren seiner Sabotage zu verbergen.

Der Triceratops hätte zerstört werden sollen. Dass er letztlich doch in den Zeitstrom glitt, war nicht im Sinne des Saboteurs gewesen.

»Wir müssen das Schwein finden, ehe er weitere Anschläge begehen kann«, stöhnte Jaqueline, während sie sich auf eine Trage legte. Sie hatte gelernt, die Hilfe von Medizinern anzunehmen, wenn es notwendig wurde. Heldenhaftes Abwinken brachte nichts; man mutete seinem Körper lediglich mehr zu, als er verkraften konnte.

Die Quittung bekam man dann meist zur unpassendsten Zeit.

Francine dachte nicht anders. Auch sie ließ sich auf eine Trage legen und aus der Halle rollen.

»Wem trauen wir künftig?«, fragte sie dabei. »Jeder hier könnte der Schuldige sein. Selbst wenn unser Team zurückkehrt, brauchen wir vertrauenswürdige Leute an den Kontrollen.«

»Wir brauchen in nächster Zeit jemanden, auf den wir uns verlassen können. Der uns garantiert nicht verrät«, murmelte Jaqueline. Sie drehte den Kopf und blickte zu Francine. »Ich weiß, wen wir holen. Auch wenn es ihm nicht gefällt ...«

Kapitel 3

Überraschendes

Unbekannte Welt

»Wir haben den Fehler gefunden«, rief Tamara erleichtert.

Stunden waren vergangen, seit sie gelandet waren. Roger, William und sie hatten ununterbrochen an der Fehlersuche gearbeitet, um den Glider so schnell wie möglich wieder nach Hause bringen zu können.

Nun war es ihnen gelungen.

»Woran lag es?«, fragte Claire, die auf ihrem Platz saß und damit beschäftigt war, diese Welt zu scannen.

»Sabotage – ganz eindeutig. Jemand hat den Antrieb manipuliert. Wir hätten die Fehlfunktion nicht überleben sollen – die eingegebene Sequenz war darauf ausgerichtet, uns bei einer Notabschaltung mit der Wand kollidieren zu lassen.«

»Also wusste der Saboteur genau, wie er vorgehen muss.«

Tamara nickte.

»Kehren wir zurück und suchen wir den Schuldigen. Und dann pusten wir ihn in den Zeitstrom, oder?«, fragte Golda, die das Gespräch verfolgt hatte.

»Gute Idee«, erwiderte Claire grimmig. »Aber vorher machen wir einen kleinen Ausflug. Ich habe Signale aufgefangen, die eindeutig menschlichen Ursprungs sind. Ein SOS – und dem dürfen wir uns nicht verschließen.«

»Ein SOS?«, wunderte sich Ken. »Wurde es die ganze Zeit gesendet? Oder setzte es erst ein?«

»Als wir einen ersten Scan vornahmen, war es noch nicht da. Ich entdeckte es erst ein wenig später. So, als habe jemand auf unser Erscheinen reagiert.«

»Auf diesem Kontinent?«

»Nein. Es kommt von jenem, den wir zuerst erreichten. Offenbar hat jemand unseren Überflug registriert.«

»Ich bin gespannt ...« Ken schüttelte den Kopf und kletterte auf den Passagiersitz, während die anderen einstiegen.

»Ich habe die Koordinaten des SOS-Signals bereits an die Steuerkonsole übermittelt«, rief Claire, als Andrew Denwick die Türen schloss und sich anschnallte. »Ich möchte einen Überflug in niedriger Höhe, damit wir die Lage sondieren können.«

»Verstanden!«, bestätigte der Pilot und startete.

II

»Ich kann nicht behaupten, dass mich dieser Anblick überrascht. Dich, Ken?«, fragte Claire, während sie über eine ihnen bekannte Anlage flogen.

»Nein. Schon bei unserer Ankunft hatte ich ein ungutes Gefühl. Und nun bestätigt es sich – hier waren wir schon einmal.«

»Ach?«, fragte Tamara. »Dann kennt ihr diese kleine Siedlung da un-

ten?«

»New Hope«, erwiderte Claire düster. »Markus – Markui – stammt aus dieser Welt. Du hast den Bericht zu diesem alten Abenteuer von uns gelesen?«

»Fall 07 – Ruinen. Ja, ich habe ihn gelesen. Hier sind wir also. Das SOS stammt von einem jener Leute, die zurückblieben.«

»Wahrscheinlich. Nun – landen sollten wir dennoch. Ken und ich sondieren die Lage, da wir bekannt sind – ihr anderen bleibt beim Glider. Passt auf, wir haben es eventuell mit militanten Gegnern zu tun.«

Keiner erhob Widerspruch. Sie kannten die Fälle. *Jeder*, der bei den Timetravellern anfang, musste als erstes die Akten der bisherigen Reisen lesen – jene, die im Auftrag der CIA und Stanford geflogen worden waren, aber auch jene, welche die vier Freunde vor ihrem Kontakt zur CIA unternommen hatten.

Denwick landete den Glider vor dem Hauptgebäude von New Hope.

Claire und Ken stiegen aus, und sofort wurden die Türen des Tricera-tops wieder geschlossen und verriegelt, sodass niemand unbefugt eindringen konnte.

Die beiden Timetraveller gingen auf das große Tor zu. Doch noch bevor sie es erreichten, wurde es von innen aufgestoßen.

»Lindsay!«, rief Claire, als sie die Frau erkannte. »Lindsay, du hier? Wir dachten, wir hätten dich verloren. Dein Bruder ...«

Hinter ihr trat Markui ins Freie. »Ich habe sie gefunden«, erklärte er lapidar. »Hallo Claire. Ken ...«

»Markui!«, rief die Kommandantin und eilte zu ihm. Kurz schauten sie einander an, dann umarmten sie sich. »Schön, dich zu sehen. Du hast sie also gefunden. Aber warum seid ihr hierher zurückgekehrt? In diese ...«

»Nicht absichtlich. Wir mussten fliehen, die Verbindung zu Paros war abgebrochen und ich hatte noch *einen* Sprung. Wir lösten ihn aus und landeten hier – warum auch immer. Zufall, Schicksal – keine Ahnung.«

Er reichte Ken, der ebenfalls zu den beiden getreten war, die Hand. »Scheinbar lässt uns diese Welt nicht los. So, als wolle sie uns halten und ... mich ... für das bestrafen, was ich ihr antat.«

Ein paar Sekunden schwiegen die beiden Timetraveller.

Markui musterte die Uniformen. »Und ihr? Habt Karriere gemacht, wie?« Er schaute an ihnen vorbei. »Offenbar gingen die Forschungen

an Zeit- und Weltenreisen weiter. Wolltet ihr nicht aussteigen? Das alles lassen?«

»Ja, aber ... Nun ja, ihr habt ein SOS geschickt und wollt von hier verschwinden. Also kommt – wir haben Platz genug. Zu Hause können wir euch erzählen, was sich ereignet hat. Wahrscheinlich wird sich Roger Müller freuen, dich kennenzulernen.«

»Roger Müller? Du meinst ...«

»Es gibt ihn auch in unserer Welt. Er und seine Partnerin Tamara Delgado stecken hinter *dieser* Zeit- und Weltenmaschine. Und sie ist bei Weitem besser als das, was der *andere* Roger Müller entwickelte.« Claire blickte Markui an. »Wir können dich aber auch nach Paros bringen, wenn du das möchtest. Zurück zu ...«

»Nein!« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das ... möchte ich nicht. Es wäre keine Welt für Lindsay. Sie hat *einen* Krieg gesehen, das reicht.«

»Verständlich ... Gibt es weitere Überlebende, die wir ausfliegen sollen?«, fragte Ken.

Markui schüttelte den Kopf. »Sie sind alle weg. Wir wissen nicht, was passiert ist, aber als wir kamen, war die Siedlung leer. In den Lagern gab es Nahrung genug, sodass wir nicht in die Stadt mussten. Keine Ahnung, wo sie hin sind. Sie kamen nie zurück und wir haben sie nicht gesucht.«

Sie gingen zum Glider. Denwick öffnete die Tür, sodass sie einsteigen konnten.

»Leute – das sind Markui und Lindsay Becker.« Claire schaute zu Roger. »Der Markui.«

»Ach was? Das ist ja interessant!«, riefen Tamara und Roger gleichzeitig. »Dann mal rein; wir haben sicher ein paar Themen, die wir besprechen können.«

Schüchtern begrüßte Markui die beiden Wissenschaftler, ehe er sich umschaute. »Wo ist Dan?«

»Das ist ein anderes Thema«, murmelte Ken und schnallte sich an. »Es hat sich viel getan, du wirst staunen.«

Claire klopfte Denwick auf die Schulter. »Mister Sulu, bringen Sie uns nach Hause.«

»Ha!«, rief Roger, während Denwick grinste. »Aye, Captain.«

Noch ahnten sie nicht, welches Grauen sie zu Hause erwartete ...

III

»Was ist denn hier passiert?«, rief Claire, während sie den Glider verließ.

Zwar hatte ein Team die Halle gereinigt, die völlig zerstörte Flugkontrolle stach ihnen jedoch ins Auge.

Schon während des Anflugs hatten sie sich gewundert, keine Antwort zu erhalten. Nun sahen sie den Grund – es gab keine Technik, die ihnen hätte antworten können.

»Eine Bombe«, erklärte Jaqueline düster. »Sie sollte wohl die Spuren der Sabotage verbergen.« Neugierig blickte sie Markui und Lindsay entgegen. »Und wen habt ihr mitgebracht?«

In knappen Worten erstattete Claire Bericht.

»Ein Glück, dass ihr geistesgegenwärtig reagieren konntet.« Francine kam hinzu und umarmte Claire, ehe sie den anderen auf die Schulter klopfte. »Die hatten euren Tod im Sinn, oder?«

»Auf jeden Fall«, bestätigte Roger. »Wir konnten den Fehler analysieren. Tatsächlich hoffte ich, über den Kontrollraum den Schuldigen identifizieren zu können. Aber das hat sich erledigt.«

»Ja, so ein ...« Claires Augen weiteten sich, als sie einen jungen Mann hinter einem der Glider hervortreten sah. »Dan ...?«, wisperte sie. »Dan!« Sie eilte zu ihm und fiel ihm um den Hals. »Was machst ... Ich dachte, du wolltest ...«

»Ich wurde gekidnappt. Jaqueline und Francine holten mich ab – eine echte Wahl hatte ich nicht.« Er schaute wütend.

»Aber warum ...?« Claire drehte sich um und blickte zu Jaqueline. »Ich dachte, wir seien uns einig gewesen.«

»Wir haben schwere Aufgaben vor uns und müssen mit einem Team arbeiten, auf das wir uns verlassen können. Der Attentäter ist nicht gefunden – also können wir niemandem trauen. Wir brauchen an den Kontrollen aber jemanden, der sich mit jedem Aspekt der Reise auskennt«, erklärte Jaqueline. »Persönliche Befindlichkeiten spielen für mich keine Rolle, wenn das Ende der Menschheit gekommen ist.«

»Persönliche Befindlichkeiten?«, fragte Dan. »Ich denke, mein *Leben* ist keine ...«

»Du hast einen Vertrag unterschrieben – bis zum Ende der laufenden Mission bist du Agent der CIA. Die Mission läuft noch, deine Kündi-

gung wurde nicht akzeptiert. Also, finde dich damit ab, denn das hier ist kein Kinderspiel. Wie ich sagte – wir sprechen vom Ende der Menschheit und da gehe ich keine wie auch immer gearteten Kompromisse ein.«

Für Jaqueline war der Fall damit erledigt.

Zum ersten Mal erlebten Claire und Ken, wie Jack sein konnte, wenn es die Pflicht verlangte.

Francine nickte und auch Roger Müller und Tamara schienen nicht überrascht von dieser Entwicklung.

»Sieh es von der positiven Seite«, sagte Markui, während er ausstieg, »wir sind wieder vereint.«

»Markui?«, fragte Dan ungläubig. »Da brat mir doch einer einen Storch – die meinen es wirklich ernst, oder?«

»Oh, so ist es nicht. Aber ich freue mich, dich zu sehen. Und wenn die Kacke bereits am Dampfen ist, komme ich vielleicht im rechten Augenblick. Falls mir die Leute hier trauen ...«

»Tun wir«, rief Tamara. Dann blickte sie zu Jaqueline. »Es war riskant, den Thunderbird zu nehmen. Was, wenn auch er manipuliert worden wäre?«

»No risk, no fun. Wir wussten nicht, was mit euch ist – wir konnten nicht einmal Kontakt zu euch aufnehmen. Also handelten wir.«

»Ja, also habt ihr gehandelt ...« Die Physikerin schüttelte den Kopf. »Gut, dass nichts passiert ist ...«

»Treffen wir uns in dreißig Minuten zu einer Einsatzbesprechung. Das gesamte Team, denn ab sofort gibt es zwischen uns keine Heimlichkeiten mehr – wir legen die Karten auf den Tisch und handeln.« Jaqueline ging davon, um eine kurze Präsentation vorzubereiten.

Auch die anderen zerstreuten sich. Francine nahm Dan, Markui und Lindsay mit, um ihr die Anlage zu zeigen, während die anderen zu den Umkleidekabinen gingen. Sie mussten sich duschen und umziehen, ehe sie zur Besprechung gingen.

Ein wenig Schlaf wäre auch nicht schlecht, dachte Claire dabei. Hoffentlich gibt es wenigstens starken Kaffee ...

Abschnitt 5: Die Prophezeiung und was daraus folgte

Kapitel 4

Bericht

Zuflucht des schwarzen Bandes, 80. Schneefall 3Z 699

»Ich bin stolz auf Euch, Kriegerin. Ihr habt den Mut aufgebracht, in die Ruine des Klosters vorzudringen und die Prophezeiung zu suchen. Auch wenn sich am Ende keine Gegner zeigten, die Euch nach dem Leben trachteten, war dies eine heroische Tat und einer Karasha von Weißquell würdig!«

Hysanthia die Elbin verneigte sich knapp vor Karasha. Dann wandte sie sich dem Magier zu, der neben der Kriegerin saß. »Und Ihr, Elondir – auch Euch gebührt unser Dank. Wie einst seid Ihr in die Dienste des Schwarzen Bandes getreten.«

Der Magier lächelte. »Nach allem, was wir wissen, stehen auch die Götter auf unserer Seite. Die Göttin befahl mich in die Ödnis und sie schickte Karasha aus, Alorien zu schützen. Was Brancee anbelangt ... Nun, das ist zumindest bemerkenswert, nicht wahr?« Er schenkte Karasha einen neugierigen Blick. Sie hatte lediglich Andeutungen gemacht, ihm gesagt, dass sie *die Göttin der Schattenwelt auf ihrer Seite habe*.

»Was genau geschah, als Ihr mit Brancee alleine wart?«, fragte Alskar der Neunte. »Was genau sagte sie Euch?«

»Wie bereits von Elondir berichtet, sagte sie, ich sei von der Großen Göttin selbst geschickt worden, um genau diese Mission zu erfüllen. So wie einst habe die Göttin *eine* Kriegerin in die Welt der Sterblichen geschickt, geboren von Menschen, gesegnet von ihr.«

Sie zögerte. »Zudem sagte sie, jene, die vor mir diesen Namen trugen, seien mit ihr ... in Liebe ... verbunden gewesen. Eines Tages würde auch ich mich daran erinnern. Aber noch ist dies nicht geschehen.«

»Das ist wahrlich bemerkenswert. Nun erklärt sich auch, warum sich Eure Vorgängerin einst von Alskar dem Vierten löste, nachdem dieser die Schlacht gewonnen und das Reich geeint hatte.«

»Wie dem auch sei«, erklärte Karasha, »am Ende war es mir gestattet,

die Prophezeiung zu lesen. Ich weiß nun, was Eldriel einst niederschrieb.«

»Und Ihr habt neue Waffen erhalten«, warf Alskar der Neunte amüsiert ein. »Balag D'ur und Icet-San – zwei wahrhaft mächtige Waffen, mit denen ihr Tod und Verderben unter Eure Feinde bringen könnt.«

»Schon einmal besaß Karasha von Weißquell Balag D'ur. Ich sah es, als ich ihn an mich nahm. Mit ihm kämpfte sie gegen das Heer der Orcs in der letzten, entscheidenden Schlacht. Da ich ... die Erbin jener Karasha bin, führe ich ihn mit Stolz.«

»Und Icet-San?«, fragte die Elbin.

»Einst wurde sie meiner Familie gegeben; als Lohn für mutige Taten. Ich fand sie in der bleichen Knochenhand meines Altvordern. Für meine Familie mag ich gestorben sein, *dieses* Erbstück wird mir jedoch treue Dienste leisten.«

»So sei es!«, bestätigte die Elbin lächelnd. Sie hob ihren Becher und prostete Karasha und auch dem Magier zu. »Und nun berichtet, was die Schriftrolle des Eldriel sagt. Und lasst kein Detail aus, auch wenn es noch so erschreckend sein mag!«

Die Kriegerin nahm einen tiefen Schluck, wischte sich den Mund ab und seufzte. »Das Ende des Dritten Zeitalters ist gekommen, wenn ein mächtiger Magier nach Alorien kommt und dem Großkönig Träume von Macht, Reichtum und niemals endendem Ruhm einflüstert. Der in der Prophezeiung *Robertus der Fremde* genannte Magier ist die treibende Kraft hinter den verbrecherischen Wünschen des Großkönigs. Die Göttin wird ihre Kriegerin in die Welt entsenden, um das Ende der Welt abzuwenden, nicht aber das Ende des Dritten Zeitalters. Dieses wird kommen und es wird mit Blut und Schrecken einhergehen.«

»Unausweichlich?«, fragte Alskar der Neunte leise. Sorgen zeichneten sich auf seinem Gesicht ab. Karasha wusste, dass es nicht die Angst um sein eigenes Leben war, welches ihn umtrieb, sondern Angst um die Menschen seines Reichs. Er würde mutig in die Schlacht ziehen und notfalls sterben; das hatte er geschworen, als er den Thron des Corls bestieg.

»Nicht ganz. Eldriel spricht von einem einzigen Weg. Er kann zwar das Ende des Dritten Zeitalters nicht abwenden, wohl aber den großen Schrecken verhindern, der Alorien zu befallen droht.«

»Und wie sieht dieser Weg aus?«, wollte die Elbin wissen. »Wenn er

gangbar ist, werden wir ihn gehen.«

»Offene Revolte gegen den Großkönig.« Karasha sagte dies so ruhig wie möglich; auch wenn sie wusste, was es bedeutete. Stellten sich ein oder zwei Corls gegen den König, konnte dies Krieg bedeuten. In diesem Fall hatte Hagarth die Möglichkeit, die verbliebenen Corls zu den Waffen zu rufen, um ihn und das Reich zu verteidigen.

»Wie soll uns der Ausbruch eines Bürgerkriegs helfen, den großen Schrecken zu verhindern? Ich denke, *dies* ist der große Schrecken.«

Karasha schüttelte den Kopf. »Nein, ist es nicht. Das Dritte Zeitalter wird enden – die Frage ist nur, ob auch die Zeit der Menschen endet oder ob sie in ein viertes Zeitalter wechselt. Hagarth entstammt einer alten Familie. Sie reicht weit zurück und verzweigt sich. In seinen Adern fließt *auch* das Blut von Orcs!«

Hysanthia erbleichte. »Er wird ein Zeitalter der Orcs heraufbeschwören. *Das* ist der große Schrecken. Seit dem Ende des Zweiten Zeitalters sind die Orcs vertrieben. Sie hausen in den Minen und Höhlen der Grauberge, magisch verbannt aus den Reichen. Niemand hat sie seit vielen Jahrhunderten zu Gesicht bekommen. Wenn Hagarth aber zum Sturm bläst ...«

»Dann werden die Menschen in die Grauberge getrieben oder ausgelöscht – so beschreibt Eldriel den großen Schrecken, das Ende der Zeiten. Robertus der Fremde wird den magischen Bann aufheben, die Orcs befreien und so ...«

Karasha griff nach ihrem Met und nahm wieder einen Schluck.

»Das heißt, wir müssen den Bürgerkrieg riskieren, bevor die Orcs befreit werden können.« Alskar der Neunte wirkte nun entschlossen. »Wenn dem so sein soll, dann werden wir diesen Weg gehen.«

»Wir müssen die anderen Corls informieren!«, widersprach die Elbin. »Wir müssen ihnen sagen, was in der Prophezeiung geschrieben steht. Senden wir Boten aus, um sie zu warnen. Um sie zu einem Gespräch zu bitten.«

Sie schaute zu Karasha. »Ihr habt ein schnelles Pferd. Reitet aus und sprecht ...« Sie hielt inne, als sie den Blick der Kriegerin sah. »Was?«

»Ich dachte daran, einen Weg zu beschreiten, der nicht in der Prophezeiung erwähnt wird«, erklärte Karasha. »Das Schwarze Band war stets auch für politische Meuchelorde an Intriganten und Aufrührer bekannt.«

»Ein Attentat auf Robertus und Hagarth ...« Hysanthia pfiff leise.
»Das ist gewagt.«

»Aber nicht unmöglich!«, warf Elondir ein. »Vor allem dann nicht, wenn ich Karasha begleite und sie vor den Augen der Stadtwachen verschleierte. Sie werden nicht die Kriegerin sehen, sondern eine gewöhnliche Händlerin.«

»Gehen wir beide Richtungen!«, schlug Alskar der Neunte ein. »Karasha und Elondir reisen nach Aloria, wir hingegen senden Boten aus und informieren die anderen Corls.«

»So machen wir es.« Hysanthia hob ihren Becher. »Trinken wir darauf, dass die Zeit der Menschen nicht enden wird.«

Auch die anderen hoben ihre Becher, um darauf anzustoßen. Jeder in dem kleinen Raum wusste um die Bedeutung des Augenblicks und auch um die Gefahren, die vor ihnen lagen.

Kapitel 5

Auf dem Weg nach Aloria

Süßgrasebene, 81. Schneefall 3Z 699

Die Nacht war über das Land gekommen. Klirrende Kälte ließ den Atem von Mensch und Tier erstarren. Weißer, hart gefrorener Schnee bedeckte die weite Ebene, die sich vor Karasha und Elondir erstreckte.

Es war still; so still, wie es nur im Winter sein kann. Die meisten Vögel waren in wärmere Gefilde jenseits des großen Wassers geflogen. Jene, die in der Kälte ausharrten, schliefen längst.

Auch sonst ließen sich keine Tiere sehen. Obwohl die beiden Reisenden hin und wieder Spuren im Schnee entdeckt hatten, war ihnen doch kein Vierbeiner begegnet.

Eine Weile waren Karasha und Elondir auf der Straße geblieben, hatten dann aber beschlossen, ihren Weg abzukürzen und die Süßgrasebene zu durchqueren; ein weites, fruchtbares Tal, durch das sich mehrere kleine Flüsse zogen. Im Sommer war diese Region das blühende, strahlende Leben. Jetzt aber war dieses Leben erfroren.

Helle Flammen loderten in die Nacht. Ihr Leuchten war weithin zu

sehen, aber dies störte die beiden nicht. Sie hatten nichts zu verbergen. Zudem waren Feinde, die ihnen der Großkönig schicken konnte, weit hin zu sehen und zu hören.

Kleine Zelte standen etwas abseits. Karasha hatte im Feuer erhitzte Steine ins Innere gelegt, um sie aufzuheizen. In ihnen würde sie die Nacht verbringen; nach einem gemeinsamen Mahl.

Das Fleisch eines Hasen briet über dem Spieß, es gab Met und Brot. Ein ehrliches Mahl, wie sie fanden.

»Wir sollten morgen die Ebene hinter uns lassen und auf eine breite Straße stoßen. Ihr können wir bis Bärbach folgen. Dort übernachteten wir in der *Braunen Tatze*; eine kleine, angenehme Schänke, die sich auf Reisende spezialisiert hat. Vor allem können wir in ihr die neuesten Gerüche und Geschichten aufschnappen.«

»Gut.« Karasha nahm den Hasen aus den Flammen und prüfte das Fleisch. Es war außen knusprig und innen saftig – so, wie es sein sollte.

Zufrieden schnitt sie zwei große Stücke ab, legte sie auf je einen Ranken Brot und reichte einen davon dem Magier. »Lasst es Euch schmecken, Elondir.«

Sie aßen schweigend.

Die Nacht wurde dunkler, kälter. Auch wenn ein blasser Mond vom Firmament leuchtete, erreichte sein silbriges Licht kaum die Reisenden. Einzig die Flammen spendeten Helligkeit, doch jenseits des Feuer Scheins versank die Welt in erhabener, stiller Schwärze.

»Es wird nicht nötig sein, Wache zu halten«, erklärte der Magier, während er sich erhob. »Ich nutzte die Zeit vor dem Aufbruch, um mich an einen in Vergessenheit geratenen Zauber zu erinnern.«

Er deutete mit dem Stab auf den Boden unmittelbar vor sich. Dann murmelte er ein paar Worte. Der Kristall an der Spitze des Stabs flammte auf, und kurz darauf wuchs eine schattenhafte Gestalt aus dem Nichts in die Höhe.

»Was ist das?«

»Ein Wächtergeist. Er wird Wache halten und jede Gefahr mit einem lauten Wimmern ankündigen.«

»Ein schönes Stück Magie«, lobte Karasha den Magier.

»Danke.« Elondir holte eine Flasche unter seinem Umhang hervor. »Ich habe noch ein *schönes Stück Magie*. Es ist ... Nun ja, ein Geschenk, möchte ich sagen. Für Euch.«

»Ihr macht mir ein Geschenk? Ich hoffe, Ihr wollt nicht um mich werben.«

Der Magier lachte. »Nein, das hatte ich nicht vor. Zudem ist es nicht von mir. Ich hatte lediglich die Ehre, den Trank herzustellen.«

Nachdenklich nahm Karasha den Trank entgegen. »Soll ich ihn sofort zu mir nehmen?«, fragte sie dabei.

»Bevor Ihr Euch zur Nachtruhe begeben. Das wäre dann wohl jetzt, nicht wahr?«

Die Kriegerin nickte, entkorkte die Flasche und leerte sie in einem einzigen, tiefen Schluck. Dann schüttelte sie sich. »Bei den Göttern, der Geschmack ist scheußlich! Etwas Honig hätte ihm gut getan. So bitter und ... Nun ja.«

Sie wartete darauf, dass eine Wirkung einsetzte, aber das geschah nicht. »Was soll denn geschehen?«, fragte sie darum nach ein paar Sekunden.

»Das werdet Ihr im Schlaf bemerken.« Der Magier lächelte und ging zu seinem Zelt. »Angenehme Ruhe.«

»Euch auch!« Karasha schaute ihm nachdenklich nach, dann ging sie zu ihrem kleinen Zelt, schloss den Eingang und wickelte sich in Felle ein. Kalt war es nicht, sodass sie schon bald eine angenehme Schwere in sich spürte.

Kaum hatte Karasha die Augen geschlossen, da schlief sie auch schon. Bilder zuckten vor ihren Augen auf, Träume kamen – angefüllt mit Erinnerungen an ein anderes, lange zurückliegendes Leben.

Sie sah sich an der Seite von Alskar dem Vierten, sah die Kämpfe, spürte die Schmerzen, die Zweifel aber auch die Stärke.

Dann tauchte Brancee auf – ihre Liebe von einst entflammte neu, sie löste sich von Alskar, verschrieb sich ganz der Göttin in dem festen Glauben, ihr auf ewig nahe sein zu können.

Und sie sah sich in den letzten Augenblicken ihres Lebens – hoffnungsvoll, nun ein Teil der Schattenwelt zu werden. Aber nicht Brancee erwartete sie, sondern die Große Göttin. Sie nahm sich ihrer liebevoll an, vertröstete sie auf eine andere, große Zeit, in der sie Brancee nahe sein dürfe. Dann, wenn die Menschen erneut die Hilfe einer Kriegerin benötigten.

Dann, wenn die Große Göttin ihre Tochter von Menschen gebären lassen würde ...

Die Tochter der Großen Göttin.

Eine Sterbliche – hier, in Alorien. Aber nicht in den Hellen Gefilden.

Darum würde sie niemals ein Teil der Schatten werden. Sie war ein Teil des Lichts, ein Teil jener Gefilde, in den die Menschen zu gehen hofften.

Es gab nur eine einzige Möglichkeit für Brancee und sie, jemals über das Leben einer Sterblichen hinaus Liebe zu finden. Die Schatten mussten das Licht willkommen heißen und das Licht musste bereit sein, die Dämmerung zu akzeptieren.

Nur dann würde ihre Liebe eine Chance haben, nur dann würden sie und die Göttin des Todes auf Dauer verbunden bleiben.

Karasha riss die Augen auf. »Brancee!«, wisperte sie in das Zwielflicht in ihrem Zelt, gemischt aus dem Dunkel der Nacht und dem flackernenden Schein des Feuers. Sie spürte die Liebe, die sie einst empfand.

Einst – und nun wieder.

Aber sie wusste so viel mehr. Mehr als Karasha von Weißquell je gewusst hatte. Das Geschenk – es stammte nicht von Brancee, wie sie erst geargwöhnt hatte. Es stammte vielmehr von einer Mutter, die nur das Beste für ihre Tochter wollte.

Es stammte von der Großen Göttin selbst.

Sie schlüpfte in ihre Kleider und verließ das Zelt. Der Wächtergeist waberte um das Feuer, doch weit im Osten zeigten sich bereits helle Streifen. Sie hatte lange geschlafen, länger als es ihr klar gewesen war.

Nun die Göttin zu rufen erschien ihr sinnlos – sie musste bis zum Einbruch der kommenden Nacht warten.

Sie seufzte. Nun, da sie sich erinnerte. Nun, da sie empfand, was Brancee bereits im Kloster empfunden haben musste ...

Karasha schloss die Augen und spürte den letzten Erinnerungen nach. Vom Traum zurückgelassen waberten sie durch ihr Bewusstsein.

»Gerne werde ich erneut meine Aufgabe akzeptieren, denn sie führt mich auch zu meiner Liebsten ...«

Worte, ohne Bilder, ohne Substanz. Aber es waren *ihre* Worte gewesen, ausgesprochen vor ihrer Geburt.

Vor ihrer Geburt als Mensch, als Tochter einfacher Leute.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als ihr bewusst wurde, welch ein Geschenk ihr die Große Göttin durch den Magier hatte angedeihen lassen.

Dann, während sie vor dem Feuer niedersank, streifte sie eine letzte, finale Erinnerung. *Sei gewarnt. Fällst du den Waffen der Orcs in die Hände, wird dich deine Magie verzehren und du verwehst, um auf Ewig im Nichts zu treiben.*

Sie mochte in den Hellen Gefilden göttliche Unsterblichkeit und Kraft besitzen. Hier, als Mensch, war sie den Regeln dieser Welt unterworfen. Und ein jeder wusste, dass die Magie der Orcwaffen die Seelen der Verstorbenen ins Nichts wehen ließ.

Ein Schicksal, so grauenvoll, dass sie nicht darüber nachdenken wollte ...

Kapitel 6

Bärbach

Süßgrasebene, 82. Schneefall 3Z 699

Die *Braune Tatze* war ein kleiner Gasthof mit hübschen Tischen, bequemen Bänken und einem ordentlichen Feuer, welches den Schankraum aufs Angenehmste heizte. Der Duft köstlicher Speisen waberte durch die Luft, das fröhliche Lachen von Männern war zu hören, die hier nach einem harten Tag Entspannung suchten.

Elondir und Karasha hatten sich für einen abgelegenen Tisch entschieden, um nicht sofort aufzufallen. Zudem trugen sie schlichte Roben mit Kapuzen; sie wirkten wie Pilger, die zu den Heiligen Orten der Götter wollten.

»Euch kenne ich doch!«, raunte der Wirt, als er Speis und Trank vor den beiden abstellte. Dabei musterte er den Magier argwöhnisch.

»Mein lieber Met-Mann!«, erwiderte dieser, »oft saß ich in Eurer Stube. Ihr kennt mich wohl.«

»Oh, aber natürlich!« Das Misstrauen wich echter Freude. »Es ist schon eine Weile her. Aber sagt, warum Ihr Euch in Sack und Asche kleidet. Was wurde aus dem prächtigen Gewand, welches Ihr sonst tragt? Das blau-rote mit den hübschen Sternen aus goldener Stickerei?«

»Manchmal ist es nicht gut, sofort erkannt zu werden. Wir sind in einer wichtigen aber geheimen Mission unterwegs. Darum machen wir

auch bei Euch Rast, denn eines weiß ich – Ihr, mein lieber Met-Mann, hört das Gras wachsen.«

»Da habt Ihr recht!« Der Wirt lachte. »Nun«, sagte er dann mit deutlich leiserer Stimme, »es gibt Gerüchte. Das Schwarze Band sei wieder aktiv, heißt es. Der Großkönig würde eine Verschwörung planen, sagen manche. Andere glauben, einige Corls würden gerne das Großkönigtum abschaffen und die Einheit aufkündigen.«

»Ist das so?«, tat Elondir erstaunt. »Traurige Nachrichten, fürwahr.«

Der Wirt senkte die Stimme noch ein wenig mehr. »Seltsame Gestalten gehen umher. Schnüffeln überall rum, fragen nach Reisenden, geben den Leuten Gold für Informationen. Übles Gesindel, wenn Ihr mich fragt. Aber nicht einmal der Dorfverseher wagt es, ihnen das Schnüffeln zu verbieten. Sie tragen offizielle Papiere und wer sich ihnen widersetzt, kommt schnell in den Geruch, ein Abtrünniger zu sein.«

Der Mann seufzte. »Wir leben in keinen guten Zeiten, mein Freund. Ganz und gar nicht. Ich hoffe nur, es wendet sich alles zum Guten!«

»Das hoffe ich auch!«, erwiderte der Magier im Brustton der Überzeugung. »Habt Dank für die Informationen.«

»Euch gebe ich sie gerne und frei – dem Gesindel aber ... Nicht einmal, wenn sie mich mit Gold überschütten. Ich kenne Euch nicht, habe Euch nicht gesehen und was das anbelangt, seid ihr harmlose Pilger auf dem Weg zum Schrein der Großen Göttin.«

Damit wandte er sich ab, um andere Gäste zu bewirten.

»Ein aufrechter Mann!«, murmelte Karasha. »So wir ihm trauen können.«

»Können wir. Arglist oder Falschheit sind ihm fremd. Ich kannte schon seinen Großvater und seinen Vater. Ihn kenne ich, seit er ein Knabe war und durch den Schankraum stromerte. Drei Leben lang besuche ich die *Braune Tatze* recht regelmäßig. Habt Vertrauen in diesen Met-Mann; er wird euch mit Speis, Trank und Neuigkeiten versorgen, wann immer ihr etwas davon benötigt. Sollte Euch das Geld ausgehen, sogar unentgeltlich – sobald ich Euch als eine Freundin von mir vorgestellt habe, steht euch die *Braune Tatze* offen.«

»Er steht bei Euch in der Schuld!«, stellte Karasha lapidar fest.

»Das auch, ja. Vor ein paar Jahren ließ ein Konkurrent die Schänke mit einem Fluch belegen. Es kostete unseren Freund hier fast die Existenz *und* das Leben – eine Frau wäre nach dem Genuss eines Bechers

Met fast gestorben. Die aufgebrachte Menge wollte bereits zum Äußersten greifen, doch im letzten Moment konnte ich eingreifen, den Fluch sichtbar machen und den Verursacher festsetzen.«

»Was geschah mit ihm?«, fragte die Kriegerin amüsiert.

»Er zappelte mehrere Minuten am Strick, ehe ihn Brancee in die Schattenwelt eintreten ließ. Kein schönes, aber ein gerechtes Ende für solch eine Verruchtheit.«

Karasha nickte zufrieden. Manche Dinge ließen sich rasch und unkompliziert regeln, ohne die Gerichtsbarkeit des Corls anzurufen.

Sie aßen und tranken, unterhielten sich und glaubten, eine ruhige Nacht vor sich zu haben. Doch kurz bevor sie sich in ihre Kammern zurückziehen wollten, dröhnten Schläge, laute Schreie und das Knistern von Feuer in den Schankraum. Sekunden später wurde die Tür der Schänke aufgerissen und ein Mann taumelte über die Schwelle.

»Ein Drache!«, brachte er hervor und brach zusammen. »Ein Drache greift Bärbach an!«

Tumult brach aus, während ein heller, rot-glühender Feuerschein durch die noch nicht ganz geschlossene Tür sichtbar wurde.

»Sie ahnen, dass wir hier sind!«, wisperte Elondir. »Sie wollen uns hinauslocken, damit wir uns dem Kampf stellen.«

Der Wirt schaute flehentlich zu ihnen herüber, während von draußen wieder laute Schreie erklangen. Eine Frau wimmerte, Wachen schrien sich Befehle zu.

»Wir können nicht verharren!«, rief Karasha und sprang auf. »Wir müssen uns dem Kampf stellen.«

Der Magier nickte ergeben. Er wusste, dass es falsch war. Genau das wollten ihre Feinde. Offenbarten sie sich nun, wussten Hagarths Schergen, wo sie zu finden waren. Ihre Tarnung war dahin.

Dennoch hielt er Karasha nicht davon ab, die Menschen von Bärbach zu retten. Sie musste hinaus, war eine Kriegerin des Schwarzen Bandes und damit allen Menschen Aloriens verpflichtet. Es mochte höhere Ziele geben, aber just in diesem Moment waren die Bewohner Bärbachs *ganz Alorien*.

Sie eilten heraus. Karasha hielt bereits Icet-San in Händen, um sich auf den Drachen zu stürzen, sah aber, dass sich der Lindwurm in die Luft erhoben hatte und über die Dächer dahinjagte.

Rasch steckte sie die magische Klinge ein und eilte zu dem kleinen

Stall. Ihr Pferd hatte den Angriff nicht sehen können, wusste aber, dass Gefahr drohte. Es schnaubte nervös, als Karasha eintrat. So wie die anderen Pferde wollte es weg, um sich in Sicherheit zu bringen.

»Ruhig, ganz ruhig!«, wisperte sie. »Hab keine Angst.« Sie nahm den Bogen und den Köcher vom Sattel und eilte wieder hinaus.

Noch immer kreiste der Drache über der kleinen Stadt. Wachen beschossen ihn, aber ihre Pfeile schafften es nicht, den Panzer des Lindwurms zu durchdringen.

Ich hoffe, meine Pfeile sind mächtiger. Göttinnen, steht mir bei ...

Sie legte drei Pfeile auf, zielte und schoss.

Der Drache drehte den Kopf, als ahnte er, welche Gegnerin sich in diesem Moment offenbarte. Er wollte seinen feurigen Atem entsenden, doch schon trafen die Pfeile. Sie bohrten sich nicht nur durch den Panzer in sein Fleisch, sondern sie brachten auch den Sturm der See über ihn.

Der Wind, der um ihn herum brauste, war so gewaltig, dass der Drache zur Seite gedrückt wurde.

Er brüllte und wollte sich gegen die Macht stemmen, welche Karasha entfesselt hatte, ohne es aber zu können.

Noch einmal schoss die Kriegerin, zielte diesmal aber höher. Die Pfeile jagten über ihn hinweg, lösten den Sturm aus und dieser drückte den Lindwurm zu Boden.

Mit kräftigen Flügelschlägen wollte das Tier gegen die Urgewalt angehen, ohne es aber zu können.

Schließlich sah der Drache ein, dass er machtlos war und landete auf der breiten Straße.

Sofort reichte Karasha ihren Bogen dem Magier, der seinen Stab hoch erhoben hatte und einen Schutzzauber wirkte, um das Feuer des Drachen einzudämmen.

Die Kriegerin eilte unbeirrt auf das Tier zu. Dieses schnappte nach ihr, denn noch immer war es nicht in der Lage, seinen glühenden Atem einzusetzen.

Karasha warf sich zur Seite, um den scharfen Zähnen zu entgehen. Sie wusste, dass ihr Schwert gegen die harten Platten am Kopf machtlos war. Sie musste sich auf die deutlich empfindlichere Unterseite konzentrieren, wollte sie siegreich sein.

Der Drache stieß einen Schrei aus. Sein langer, muskulöser Hals folg-

te Karasha, wieder schnappte das Tier zu. Nur knapp entging die Kriegerin einem für sie tödlichen Biss.

Sie trat wütend gegen den Unterkiefer, ohne dem Vieh damit ernsthaft Schmerzen bereiten zu können. Stattdessen machte sie den Lindwurm nur noch wütender.

Abermals schnappte er nach ihr, doch mit einem gewagten Sprung nach vorne brachte sich die Kriegerin nicht nur in Sicherheit, sondern lag nun auch neben den relativ schmalen Füßen der Bestie.

Sie konnte die Ausdünstungen des Drachens einatmen. Herb, aber nicht so unangenehm, wie sie geglaubt hatte. Ein wenig haftete ihm die Freiheit der Winde an, gepaart mit sanftem Moschusduft.

Ich habe nur eine Chance ...

Der Drache hob seinen Fuß, um Karasha zu zermalmen.

Ein Fehler, wie er begriff, als die Kriegerin die Hand mit dem Schwert vorstieß und sie dicht neben dem Bein in den Unterleib trieb.

Ein normales Schwert hätte den Drachen nicht tödlich verletzen können. Icet-San aber schickte ihre Kälte in den heißen Leib des Tiers.

Magie gegen Magie, Feuer gegen das Eis des Nordens.

Der Drache riss den Rachen zu einem gequälten Laut auf, Blut, grün und zäh, spritzte aus der Wunde. Es bedeckte Karasha, die noch immer die Klinge hielt.

Dann hörte sie die laut hervorgestoßenen Worte ihres Begleiters. Elondir hatte reagiert und schickte einen magischen Blitz in den Rachen der Bestie.

Der Drache bäumte sich auf. Karasha riss das Schwert hervor und rollte beiseite, um nicht unter dem niederstürzenden Tier begraben zu werden.

Als sie sich aufrichtete, war sie über und über mit Drachenblut bedeckt. Sie leckte sich über die Lippen und kostete von der überaus edlen und teuren Essenz. Magier und Alchemisten gaben große Summen aus, um wenige Phiolen Drachenblut erstehen zu können. *Auf mir kleben mehrere tausend Alskar*, dachte sie und schob das Schwert in die Scheide.

Der Drache stieß noch einen letzten Schrei aus, dann erlosch sein Lebenslicht.

Stille herrschte auf der Straße. Erst nach langen Sekunden brach der Bann. Applaus und Hochrufe erklangen, die Wachen verneigten sich

vor Karasha und Elondir.

Der Magier trat mit zwei leeren Phiolen an das Tier heran und füllte sie mit Blut, Karasha ging hingegen zum Eingang der *Braunen Tatze*. Sie brauchte ein Bad, musste ihre Kleider und vor allem die Waffe reinigen sowie etwas Ruhe finden. Sie fühlte sich so lebendig wie schon lange nicht mehr, gleichzeitig aber auch erschöpft.

Mehrere Alchemisten und Magier standen etwas abseits und schauten zu dem Kadaver. Auch der Schmied der Stadt hatte ein Interesse an dem Tier, denn aus dem Panzer ließen sich hervorragende Rüstungen und Schilde schmieden.

Elondir hatte sein Werk beendet und folgte der Kriegerin. Er lächelte, denn die beiden Phiolen würden ihm sehr nützlich sein.

»Was machen wir mit dem Drachen? Er gehört uns«, fragte er, als er neben Karasha stand.

»Wir nehmen ihn mit und werfen ihn Hagarth vor die Füße. Das wird ihn ins Grübeln bringen«, scherzte die Kriegerin, wurde aber dann ernst: »Ich habe keine weitere Verwendung für ihn. Nicht jetzt, nicht hier.«

»Dann ...« Der Magier wandte sich um. »Wir schenken den Drachen der Stadt; teilt ihn gerecht unter allen, die etwas davon wollen!«, rief er laut.

Er ahnte, dass nichts von dem Drachen bleiben würde. Blut und Innereien gingen an Alchemisten und Magier, der Panzer an den Schmied und das Fleisch an jeden, der etwas wollte. Die Knochen wiederum würden vermutlich aufgehängt auf der Feste des Dorfversehers enden; als ewige Erinnerung an jene Nacht.

Wieder erklangen Hochrufe.

Als sie eintraten, eilte der Wirt an ihnen vorbei, um sich ein Filet zu sichern. Dabei lachte er gelöst.

»Die Schergen von Hagarth haben ihn hierher gehetzt. Sie ahnten, dass wir hier absteigen. Uns wurden meine Gewohnheiten zum Verhängnis«, gab sich Elondir zerknirscht.

»Kein Grund, Euch Asche aufs Haupt zu streuen. Seien wir ehrlich – Hagarth hätte früher oder später erfahren, wo wir sind.«

»Mag sein. Aber nun wird er sich ausrechnen können, dass wir in die Hauptstadt wollen. Zudem weiß er nun, dass Karasha von Weißquell und Elondir der Alte erneut gemeinsam reiten. Das wird ihm mehr zu

denken geben, als wenn wir ihm den Drachen vor die Füße geworfen hätten.«

»Und es wird ihn dazu veranlassen, schneller zu handeln. Vielleicht wird er unvorsichtig und offenbart seine Pläne, noch während die Corls tagen.«

»Das wäre gut. Aber wenn Robertus der Fremde nur halb so gut ist, wie die Prophezeiung sagt, wird er genau das verhindern. Ich würde es ...«

»Gut, dass Ihr auf unserer Seite seid ...« Karasha betrat ihre Kammer und sah, dass eine Bedienstete bereits ein Bad bereitet hatte. In einem großen Zuber dampfte heißes, wohl duftendes Wasser; Schwämme und Tücher lagen bereit.

Genau das, was eine Kriegerin nun braucht ...

Kapitel 7

Schemen im Wald

Gorgoil-Wald, 84. Schneefall 3Z 699

Die beiden Reisenden hatten sich erneut für eine Abkürzung entschieden. Eine, die den meisten Reisenden nicht einmal im Traum eingefallen wäre.

Doch Karasha und Elondir wussten, dass man sie jagen würde. Blieben sie bis zur Hauptstadt auf den Straßen, würden sie eine leichte Beute für gedungene Mörder und Glücksritter abgeben; das war ihnen klar. Vermutlich hatte Hagarth ein Kopfgeld auf sie ausgesetzt. Wenn auch unter einem fadenscheinigen Vorwand, denn bislang hatten beide nicht gegen das Gesetz verstoßen.

Vor ihnen erstreckte sich der Gorgoil-Wald dunkel, mächtig und geheimnisvoll. Sagen rankten sich um diesen Forst. Manche behaupteten, dass die Bäume selbst leben würden. Andere sprachen von finsternen Wesen, die tief im Wald hausten und Reisenden den Garaus machten.

Wege führten hinein und hinaus, doch so manch ein Reisender hatte den Forst niemals wieder verlassen. In einsamen Nächten konnte man die Schreie gequälter Seelen hören; wer im Gorgoil-Wald sein Leben

ließ, blieb für immer ein Teil von ihm.

So zumindest hieß es.

Elondir schien sich von diesen Geschichten wenig beeindruckt zu lassen. Er hockte recht locker auf seinem Pferd und suchte mit den Augen nach dem passenden Weg.

»Stimmt es, dass die Bäume leben?«, fragte Karasha leise. Seit sie den Rand des Waldes erreicht hatten, verspürte sie ein mulmiges Gefühl in der Magengrube. Ihr wäre es lieber gewesen, einen anderen Weg einzuschlagen. Doch dieser hätte wiederum über befestigte, wohl bekannte Straßen geführt.

»Leben würde ich es nicht bezeichnen. Sie haben ein Bewusstsein. Sie wispern mit ihren Zweigen die Geheimnisse, welche ihnen der Wind zuträgt. Versteht man ihre Sprache, erfährt man viel über das Land.« Er deutete auf einen schmalen Weg. »Dort entlang müssen wir.«

Sie ritten weiter und hatten bald die Grenze des Waldes hinter sich gelassen. Ein seltsames Zwielflicht hüllte sie ein, die Laute der Natur blieben zurück.

Die Pferde verharrten nahezu reglos. Weder schnaubten sie, noch scharrtten sie mit den Hufen. So, als würden sie spüren, dass etwas nicht stimmt. So, als wollten sie keinesfalls auf sich aufmerksam machen.

»Es ist so still!«, wisperte Karasha.

»Ja, zu still«, erwiderte Elondir. »Hier stimmt etwas nicht. Eine böse Macht hat sich des Waldes bemächtigt.«

Er trieb sein Pferd wieder an. Widerwillig folgte das Tier seinem Schenkeldruck und setzte sich in Bewegung.

Auch Karashas Pferds wollte sich erst sträuben, fügte sich aber dann.

Langsam ritten sie den Weg entlang, stoppten aber, als Schemen zwischen den Bäumen umherhuschten.

»Was ist denn das nun wieder für eine Boshaftigkeit?«, murmelte die Kriegerin und zückte ihr Schwert. Sie war froh, Icet-San in Händen zu halten und nicht Forro-San. Die Feuerklinge inmitten eines kalten, aber trockenen Waldes einzusetzen hätte unerwünschte Konsequenzen zeitigen können.

Sie schauten sich um. Wieder und wieder huschten die Schemen vorbei. Jedes Mal schienen sie etwas näher zu kommen.

Einen Moment wartete Karasha noch, dann sprang sie vom Pferd und verließ den Pfad. »Ich warte nicht auf den Angriff – *ich* mache den An-

fang!«, rief sie dem Magier dabei zu.

»Ach was?«, erwiderte dieser ironisch. »Mir ist, als hätte ich dies vor langer Zeit schon einmal gehört.«

Die Kriegerin sah einen der Schemen kommen und warf sich ihm in den Weg. Sie spürte den Anprall eines weichen Körpers. Kälte erfasste sie. Für einen Moment sah sie die scharfen Zähne im Mund eines menschenähnlichen Wesens. Rot glühende Augen musterten sie, ein strenger Geruch nach Tod und Moder drang ihr in die Nase.

Mit der freien Hand griff Karasha zu und bekam den Arm des Wesens zu fassen. »Wer und was bist du?«, fragte sie dabei.

Der Schemen stieß ein boshaftes Lachen aus und wollte mit seinem Mund nach ihr schnappen.

Ohne zu zögern rammte die Kriegerin das Schwert in den weichen Leib. Ein Schrei entfloh dem Mund der Kreatur, schwarzes Blut spritzte aus der Wunde.

Dann zerfiel der Schemen zu Staub.

Wütend drehte sich Karasha um, erhielt jedoch in diesem Moment einen Stoß in den Rücken, der sie nach vorne taumeln ließ. Dort wartete ein weiterer Schemen, und noch bevor sie das Schwert heben konnte, schlug dieser zu und schickte sie zu Boden.

Plötzlich sah sich Karasha umringt von den schwarzen Kreaturen. Sie wusste, dass ihr Leben keinen Pfifferling mehr wert sein würde. Doch noch bevor sich die Wesen auf sie stürzen konnten, blitzte ein Licht auf und Hitze fegte über sie und die Schemen hinweg.

Die Kreaturen schrien gequält und wollten die Flucht ergreifen, zerfielen aber einer nach dem anderen zu Staub.

Karasha blickte sich um und sah Elondir mit hoch erhobenem Stab unweit von ihr neben einem Baum stehen. Kraft und Erhabenheit gingen von ihm aus, sein Stab leuchtete in einem tiefen Rot.

»Habt Dank!«, rief Karasha, während sie sich erhob.

»Gern geschehen. Eine plötzliche Eingabe sagte mir, welche Magie wirksam sein würde. Ich ... Es war, als habe mir jemand die Worte eingeflüstert.«

»Das habe ich auch!«, erklärte eine sanfte, weibliche Stimme. Brancee trat hinter einem Baum hervor. »Mut, Können und Unvorsichtigkeit zeichnen Karasha von Weißquell aus.«

»Göttin!« Der Magier verneigte sich, während Karasha ihr Schwert

mit wild pochendem Herzen in die Scheide steckte.

Brancee trat auf die Kriegerin zu, streckte ihre Hand aus und berührte deren Wange. »Ich sehe es in deinen Augen. Du erinnerst dich!«

»Das tue ich«, wisperte Karasha. Sie tat es der Göttin gleich und legte ihre Hand auf deren Wange. »Aber da ist noch mehr. Ich weiß, wer ich bin. Warum wir einander bislang nicht über meinen menschlichen Tod hinaus nahe sein konnten.«

»Die Göttin ließ es dich also sehen. Vielleicht bietet sich uns nun eine Zukunft. Wenn du dieses Abenteuer überstehst, ohne dass deine Seele verweht.« Sie beugte sich vor und hauchte Karasha einen Kuss auf den Mund. Dann aber wandte sie sich um. »Es gibt ein kleines Haus, nicht weit von hier. Dort könnt ihr rasten. Ich führe euch.«

Sie folgten der Göttin zu einer kleinen Lichtung. Nicht nur ein Haus stand dort, der Wald wurde an dieser Stelle auch von einem kleinen Fluss durchzogen.

»Was ist mit diesem Wald geschehen? Warum ist er so still?«, wollte Elondir wissen, während sie auf das Gebäude zuhielten.

»Ein Zauber hält ihn umfassen. Dies hat jedoch nichts mit eurer Mission zu tun. Solltet ihr dies alles überleben, werdet ihr den Grund für diesen Bann herausfinden und ihn aufheben, auf dass der Gorgoil-Wald wieder wird, was er einst war.«

»Ist dies ein Auftrag?«, fragte der Magier erstaunt.

»So klang es, nicht wahr?«, gab die Göttin milde zurück. »Tut dies, und ihr werdet mein Wohlwollen haben, Elondir. Als Dank werde ich Euch gestatten, die verbliebenen Rollen im Kloster von Drachenstein zu studieren.«

»Es hat seine Vorzüge, mit Euch zu kommunizieren.« Elondir schmunzelte.

»Das hat es.« Brancee öffnete die Tür. »Anders als andere Götter und Göttinnen bin ich den Sterblichen recht zugetan. Dennoch rufen mich nur wenige an. Muss daran liegen, dass ich den Schatten und dem Totenreich vorstehe, nicht wahr?«

»Die Menschen befassen sich lieber mit dem Leben. Auch ich fühlte mich bislang nicht zu Eurem Orden hingezogen, Göttin.«

»Schade, denn Ihr könntet Großes bewirken. Wie wäre es, wenn Ihr nach dieser Mission die Ordensräume aufsucht?«

Elondir nickte. »Gerne, Göttin.«

Sie traten ein. Es gab nur einen einzigen, großen Raum, in dem sich sowohl ein Koch- wie auch ein Schlafbereich befanden. Eine Bank und ein Tisch waren ebenso vorhanden wie Kisten für Utensilien und Kleider. In einem Regal lagerten Tassen, Teller und Besteck, in einer Schüssel ruhten Pilze und Kräuter.

»Ein Förster lebte hier all die Jahre unbehelligt«, sinnierte Elondir. »Er war ein Freund der Bäume und Tiere. Was wurde aus ihm?«

»Das ist Teil des Rätsels, welches Ihr lösen sollt. Heute mag es eine Zuflucht sein.« Brancee verneigte sich. »Morgen führe ich Euch aus dem Wald. Gute Nacht.«

»Bleib ...«, bat Karasha und griff nach der Hand der Göttin. »Bitte, ich ...«

»Wir werden einander halten. Aber nicht heute«, versprach die Göttin und verließ das Haus.

Seufzend blickte ihr die Kriegerin nach.

»Liebe kann wunderschön und doch grausam sein, nicht wahr? Dann, wenn man alleine die Nacht verbringen muss.«

»Es ist fremd und doch nicht fremd, neu und altbekannt. Seltsame Gefühle in einer seltsamen Zeit.« Karasha legte die Waffen ab und ging zur Feuerstelle, um einen Kräutertrunk zuzubereiten. »Vielleicht werden wir nicht nur ein Abenteuer gemeinsam bestehen. Was meint Ihr, Elondir?«

»Nun, wenn es das Schicksal will, werden wir gemeinsam das Rätsel dieses Waldes ergründen. Ich hoffe es, denn es würde bedeuten, dass wir beide es überlebt haben.«

Karasha bereitete den Trunk. Gemeinsam nahmen sie das Mahl ein, dann begaben sie sich zur Ruhe.

In jener Nacht erinnerte sich Karasha an weitere Begebenheiten ihrer bisherigen Leben. Sie sah sich über weite Ebenen reiten, durch Städte ziehen und gegen verschiedene Feinde und Biester kämpfen.

Ihr Unterbewusstsein sog das Wissen in sich auf. Erfahrungen, welche die Kriegerin einst gemacht hatte, wurden wieder zu einem Teil von ihr.

So kam es, dass sie sich auch an all die Begebenheiten erinnerte, welche sie mit Elondir teilte – bislang aber vergessen hatte.

Als beide erwachten, sah sie den Magier mit neuen Augen. Und sie war umso froher, ihn erneut an ihrer Seite zu wissen ...

Abschnitt 6: Ein Zeitalter geht zu Ende

Kapitel 8

Die Hauptstadt des Reiches

Aloria, 90. Schneefall 3Z 699

Das Jahr wurde in Alorien in vier Abschnitte zu je 90 Tagen eingeteilt – Eisschmelze, Sonnenschein, Regenzeit und Schneefall. Auf diese Weise kam man auf 360 Tage. Die letzten vier Tage eines Tages, denn es dauerte exakt 364 Tage, bis die Sonne einmal gewandert war, waren den Göttern geweiht – an ihnen fand das Jahresendfest statt. Überall im Land wurde den Göttern gedankt, ausgelassen gefeiert und mehr gegessen oder getrunken als an den 360 Tagen zuvor. *Du brauchst vier Jahresendtage, um dir einen Bauch anzuessen und 360 Tage, um ihn wieder loszuwerden* – so sagte es schon ein altes Sprichwort.

Als Karasha und Elondir nach Aloria kamen, waren die Vorbereitungen für das Fest in vollem Gange. Girlanden schmückten die Straßen, die Händler hatten ihre Marktstände und Geschäfte herausgeputzt. Gaukler lagerten vor der Stadt, die Schenken lagerten Met und süßes Wasser in großen Mengen ein. Tiere wurden gebraten, unzählige Brote gebacken.

Kinder liefen aufgeregt herum und beobachteten die Vorbereitungen, die meisten Erwachsenen waren hingegen in Eile. Wollte man vier Tage feiern, musste man zuvor einiges erledigen.

Vor dem Palast des Großkönigs wurde eine große Tribüne aufgebaut. Hier würde sich der Herrscher mit seinem Gefolge zeigen, um die jährliche Ansprache zu halten und das Fest zu eröffnen.

»Was meint Ihr – die Ansprache wäre eine gute Gelegenheit für ein kleines Attentat, oder?«, fragte Karasha wispernd, während sie durch die Stadt gingen, die Pferde an Zügeln führend. Sie trugen nun wieder die Kleidung einfacher Pilger. Damit gingen sie in der Masse der Besucher, die das Fest hier in der Stadt feiern wollten, schlicht unter. Selbst wenn die Wachen nach ihnen Ausschau hielten, hatten sie in diesem Getümmel keine Chance.

»Dann sollten wir uns in der *Goldenen Krone* Zimmer nehmen. Von

einem der Fenster aus habt Ihr gute und ungehinderte Sicht auf die Tribüne.«

Die *Goldene Krone* war die teuerste Herberge der Stadt. Edel ausgestattete Zimmer, Teppiche und warme Decken, Feuer in jedem Raum sowie delikate Speisen machten es zu einer Anlaufstelle für adlige und reiche Händler. Das einfache Volk konnte sich eine Nacht in dieser edlen Herberge hingegen nicht leisten.

Es dauerte nicht lange, bis sie vor dem großen, mit schwarzen Schindeln bedeckten Haus standen. Der Duft von Gebratenem stieg ihnen in die Nase, Lärm hektischer Betriebsamkeit war zu hören.

Sie reichten die Zügel ihres Pferdes einem Stallburschen, der sie argwöhnisch musterte. Pilger zählten in der Regel nicht zu den zahlungskräftigen Kunden des Hauses. Dennoch sagte er nichts – dies war Aufgabe des Wirts oder der Wirtin.

Elondir legte Karasha die Hände auf die Schultern und murmelte ein paar Worte. Die Kriegerin spürte einen Schauer über ihren Körper laufen.

»Was habt Ihr getan?«, fragte sie leise.

»Euer Aussehen für die Augen der Menschen verändert. Ihr habt nun rote Haare, ein schmaleres Gesicht und silbrige Augen. Wer nach Karasha von Weißquell sucht, wird sie nicht finden.«

Sie nickte unmerklich und folgte dem Magier in die Schankstube. Dabei stellte sie fest, dass auch er sein Aussehen geändert hatte. Er wirkte nun deutlich jünger und auch ein wenig einfältig.

»Meine Dame, mein Herr – seid Ihr sicher, dass Ihr Euch nicht verlaufen habt?«, fragte der Wirt mit volltönender und etwas nachsichtiger Stimme. »Ihr seht nicht aus, als ...«

Er schwieg, als Karasha einen Beutel mit Goldmünzen öffnete. »Zwei Kammern ohne Begleitung, wenn es möglich ist. Wir würden gerne die Ansprache in bequemer Ruhe sehen können.«

»Aber sicher ist das möglich. Wenn auch nur im obersten Stock, denn die anderen Räume zum Fest hin sind seit Langem ausgebucht. Stammgäste, Ihr versteht?«

»Natürlich.« Karasha zahlte die geforderte Summe. »Serviert Ihr das Essen auf die Kammer?«

»Aber sehr gerne. Heute können wir mit einem köstlichen Eintopf dienen, sowie mit frischem Brot. Gebratenes gibt es erst morgen wie-

der.«

»Das trifft sich. Morgen beginnt die Völlerei; da begnügen wir uns heute gerne mit einem Eintopf.«

Der Wirt lachte laut. So, als habe Karasha einen guten Witz gemacht. Dabei meinte sie es durchaus ernst. An den Jahresendtagen einen Eintopf zu bekommen war unmöglich. Als Erwachsener bekam man nicht einmal ein Glas süßes Wasser – Erwachsene aßen Gebratenes und tranken Met oder Gerstensaft, fertig.

»Wie ist der werthe Name, wenn ich fragen darf?« Der Wirt schaute abwartend, während er bereits einen Federkiel in Händen hielt, um die Namen in sein Gästebuch einzutragen.

»Lucien der Goldschmied und seine Tochter Inga – wir kommen aus Klarfurt und pilgern nach dem Fest zum Kloster der Götter, um für unser Lebensglück zu danken.« Elondir schenkte dem Mann ein freundliches Lächeln. Niemals wäre jemand auf die Idee gekommen, dass es sich bei diesen Worten um eine faustdicke Lüge handeln könnte.

»Freut mich, freut mich.« Der Wirt trug die Namen ein. »Zwei Kammern im obersten Stockwerk. Warm und sauber, wie es sich gehört. Bei uns gibt es nur das Beste vom Besten – zu einem fairen Preis.«

Sie nahmen die großen Schlüssel für ihre Kammern entgegen. Die wenigsten Herbergen verfügten über abschließbare Zimmer – auch dies zeichnete die *Goldene Krone* aus und machte deutlich, welche hohen Gäste hier in der Regel abstiegen.

»Hübsche Räume«, sagte Karasha mehr zu sich als zu Elondir, als sie sich in ihrem Gemach umschaute. Es mangelte an nichts; selbst eine Schale mit getrocknetem Obst stand bereit; ebenso eine Karaffe mit Wasser.

Sie trat ans Fenster und öffnete es. Der Palast und Podium lagen links von ihr. Sie konnte sich auf ein Bänklein knien und hatte so eine gute Schussposition, ohne sich allzu weit hinauslehnen zu müssen.

Ein schlechtes Gewissen ob dieser Vorbereitungen hatte sie nicht. Gewiss, sie würde auf zwei Menschen schießen, die sich nicht verteidigen konnten.

Aber was waren das für Menschen und welche Schrecken planten sie? Es war besser, diese beiden zu töten, dafür aber unzählige Bürger des Reichs zu retten, statt sie ihre Pläne verwirklichen zu lassen.

Sie schloss das Fenster wieder und nickte Elondir zu.

Der Magier verstand und entschuldigte sich, um seine Kammer aufzusuchen.

Karasha ging hingegen zum Bett und streckte sich kurz aus, erhob sich aber wieder, als es klopfte.

Sie erwartete Elondir zu sehen, aber nicht der Magier stand vor der Tür, sondern ein Bote aus Silbingen.

»Inga, Tochter des Goldschmieds?«, fragte der Mann mit einem sanft ironischen Unterton in der Stimme.

»So ist es«, bestätigte die Kriegerin.

»Diese Papiere sind für Euch.« Der Mann senkte die Stimme, während er ihr eine Rolle überreichte. »Corl Hysanthia die Elbin wünscht Euch viel Glück, Karasha von Weißquell. Das Schwarze Band steht hinter Euch und auch hinter Elondir – Ihr seid nicht allein in Aloria.«

»Habt Dank!«, wisperte die Kriegerin und verneigte sich knapp.

»Ich muss weiter. Wichtige Lieferungen, Ihr versteht!«, rief der Bote laut, zwinkerte Karasha jedoch verschwörerisch zu.

»Dann eilt Euch!«

Sie schaute ihm nach.

Elondir kam hinzu. »Wer schreibt uns?«

»Hysanthia.«

Sie betraten Karashas Zimmer. Knapp schilderte sie, was sie von dem Kurier erfahren hatte.

»Das sind gute Nachrichten. Wenn wir zur Tat schreiten, werden wir einen Aufruhr verursachen. Das Volk und auch die Gäste werden begreifen, warum der Großkönig und sein Magier sterben mussten. Sie werden uns hängen wollen.«

»Nun, dazu fehlt mir die Lust«, gab Karasha zurück. »Doch selbst wenn dies der Preis für unseren Erfolg wäre, müsste ich ihn zahlen.«

»Die Worte einer unbeirrbaren Kriegerin. Nun, hoffen wir, dass es nicht dazu kommt.« Elondir verneigte sich. »Ich möchte etwas Ruhe, die Reise war lang und ich bin nicht mehr der Jüngste. Wir sehen uns morgen vor der Ansprache.«

Karasha nickte. Auch sie sehnte sich nach ein paar Stunden Schlaf, einem warmen Eintopf und angenehmen Träumen.

II

Die Dunkelheit war über die Stadt gekommen. Noch immer wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Große Strohballen standen bereit; sie würden während der Ansprache des Großkönigs entzündet werden; als Opfergabe an die Götter.

Karasha saß am Fenster und schaute hinaus. Der Nachtwächter hatte bereits die zahlreichen Laternen entzündet, sodass es nicht dunkel war. Erst zur Tagwende würde der gleiche Nachtwächter jede zweite Laterne löschen. Die restlichen brannten bis zum Morgengrauen; die Wachen der Stadt nahmen sich ihrer an.

Es gab so viele Traditionen, Gewohnheiten und Abläufe, dass das Leben in Alorien geregelt und geplant schien, sicher und frei von Ängsten. Es gab nur wenig Armut, die Felder warfen stets reiche Ernte ab und in den Wäldern lebten Tiere im Überfluss.

Oberflächlich lebten die Menschen ein glückliches Leben. Doch unter der Decke brodelte es. Wäre es nicht so gewesen, hätte es keiner fahrenden Kriegerin bedurft. Längst nicht alles, was im Land geschah, war auf Hagarth und seinen Magier zurückzuführen.

Der Mensch war des Menschen schlimmster Feind; daran konnten auch all die Feste, Beteuerungen und Tempelorgien nichts ändern.

»Was belastet dich, mo'sher?«

Karasha drehte den Kopf und sah Brancee vor dem Bett stehen, ein sanftes Lächeln auf den Lippen.

»Der Tag der Entscheidung rückt näher. Morgen werde ich Robertus den Fremden und Hagarth töten. So sich die Gelegenheit ergibt und sie die Gefahr nicht im letzten Moment ahnen. Was dann geschieht, wird sich zeigen müssen ...« Sie stand auf und ging zu der Todesgöttin. »Schön, dass du gekommen bist, mo'sher.«

Sie berührte Brancees Wange, so wie sie die ihre berührte. Kurz schauten sie einander in die Augen, ehe sie sich küssten.

»Was immer morgen geschehen wird, wird morgen geschehen. Heute Nacht haben wir einander«, wisperte die Göttin und begann, Karasha zu entkleiden.

»Wenn mich keine orcische Waffe tötet, werde ich in die Hellen Gefilde eingehen. Es sei denn, dein Reich lässt zu, dass mein Licht die Dunkelheit ein wenig durchdringt.«

»Bist du bereit, dein Licht zu dimmen, um dich den Schatten anzupassen?«, fragte Brancee, während Karasha vor ihr niederkniete, um die Schnüre der Stiefel sowie die Knöpfe der Hose zu öffnen. »Du wirst ein Schattenkind werden, eine Kriegerin zwischen den Welten. Willst du dies?«

»Wenn es bedeutet, dass ich nach all der Zeit mit dir vereint sein kann, dann ja«, gab Karasha zurück, während sie die Hose der Göttin hinabzog. Sie schmiegte ihren Kopf an den warmen, nackten Unterleib der Frau. »Ich sehnte mich all die Zeit nach deiner Liebe. Die Hellen Gefilde mögen unendlich schön sein – aber was ist diese Schönheit wert, wenn mir deine Liebe versagt bleibt?«

»Deine Mutter hat es erkannt, nicht wahr? Darum gibt sie dich frei, darum lässt sie dich schon jetzt *wissen*.«

Brancee sank neben der Kriegerin nieder. »Ich verspreche dir meine ewige Liebe, aber auch ein ewiges Leben im Reich der Schatten – du wirst eine von uns, selbst wenn dein Licht leuchten wird. Bis zu jenem Tag, an dem Licht und Schatten vereint werden.«

Sie schaute Karasha ernst an. »Willst du das? Willst du diesen Weg gehen, wenn dein menschliches Leben endet?«

»Ja«, hauchte die Kriegerin. »Ich werde ein Teil deiner Welt, auf dass wir vereint sein können bis zum Ende aller Tage, mo'sher.«

Sie küssten einander, ehe sie vollends zu Boden sanken und sich ihrer Lust hingaben. *Selbst wenn ich morgen sterben sollte, so haben wir diese Nacht. Wie glücklich kann eine Kriegerin sein?*

Es waren ihre letzten Gedanken, ehe die Leidenschaft jedes klare Besinnen beiseite fegte.

Kapitel 9

Jahresendfest

Aloria, 01. Jahresendtag, 3Z 699

»Zieht das über!«, bat Elondir und reichte Karasha ein Laken. »Ich habe ein wenig Magie gewirkt. Es sollte Euch und auch Euren Bogen vor neugierigen Blicken schützen. Mehr kann ich Euch im Moment

nicht angedeihen lassen.«

»Habt Dank!« Karasha zog sich das Laken über, setzte sich ans Fenster und nahm den Bogen zur Hand. Sie hatte einen guten Blick auf das Podium. Menschen hatten sich bereits davor versammelt, aber noch spielte lediglich eine Kapelle.

Sie sah, dass im Haus gegenüber ebenfalls ein Fenster geöffnet wurde. Ein Mann schaute zu ihr herüber, schien sie jedoch nicht wahrzunehmen. Weder grüßte er, noch verzog er ob ihres Aufzugs das Gesicht.

»Und?«, wollte der Magier wissen. Nervosität sprach aus seiner Stimme. »Tut sich bereits was?«

»Noch nicht. Musik spielt, die Menschen strömen zusammen. Ein Bäcker verteilt kostenlose Zuckerstangen.«

»Soll ich uns welche holen gehen?«

Karasha drehte den Kopf und schaute den Magier erstaunt an. Doch Elondir winkte nur ab. Er war nervös und versuchte, dies mit einem Scherz zu überspielen.

»Ich schlief nicht alleine!«, erzählte Karasha, während sie auf das Auftauchen des Königs wartete. »Brancee kam, um die Nacht mit mir zu verbringen.«

»Also hattet Ihr angenehme Stunden«, stellte Elondir fest. »Das freut mich für Euch, Kriegerin.«

»Wir schworen uns Liebe und Treue. Sollte ich mein Leben lassen, werde ich in die Schattenwelt eintreten.«

»Es sei denn, eine orcische Waffe tötet Euch. In diesem Fall ...«

»Ihr versteht es, mich aufzuheitern«, murrte Karasha. Sie blickte den Magier erneut an. »Ich bin dankbar, dass Ihr an meiner Seite steht, Elondir. Gemeinsam können wir viel bewegen.«

»Wir haben einst viel bewegt und tun es nun wieder. Ihr erinnert Euch; ich merke es an Euren Gesten und Blicken. Schon als wir gegen den Drachen kämpften, war es wie einst. Nicht wahr?«

Die Kriegerin nickte. »Vielleicht bleibt uns dieses Mal mehr Zeit, um Gutes zu bewirken. Ihr habt die Nachricht der Elbin gelesen. Die Corls stehen vereint, sie lassen sich von Hagarth nicht entzweien.«

Das und nichts anderes hatte die Botschaft aus Silbingen besagt.

Die Antworten der Corls sind eingetroffen – sie stehen zu uns, zum Schwarzen Band und sind bereit, Hagarth die Stirn zu bieten, sollte er zum Krieg blasen.

Vor allem sind sie bereit, einen neuen Großkönig zu wählen, sollte Hagarth sein Leben verlieren.

Wir wünschen Euch Glück!

»Eine neue Zeit wird anbrechen. Ein Attentat auf den Großkönig hat bislang keiner gewagt. Die Corls mögen die Notwendigkeit erkennen. Aber sie werden sich wie üblich um die Krone reißen. Vor uns könnten größere Aufgaben liegen, als wir im Moment glauben.«

Die Kriegerin erwiderte nichts. Aber sie ahnte, dass der Magier recht haben könnte. Das hier war nicht das Ende des Abenteuers; selbst wenn sie erfolgreich sein würden. Die Zeitenwende stand an und diese wurde nie in nur ein, zwei Tagen abgehandelt. Jede Zeitenwende ging mit Blutvergießen, Wut, Machtgier und Vergebung einher. Die Menschen wurden zum Kampf und zum Bruderhass aufgerufen, um am Ende – wenn die Waffen schwiegen und die Vernunft gesiegt hatte – wieder besänftigt zu werden. Anschließend dauerte es Jahrzehnte, bis auch der letzte Zorn getilgt, die letzte Trauer verarbeitet war.

Dies war der Lauf der Dinge, wie er sich bereits zweimal abgespielt hatte. Das letzte Mal hatte am Ende von alledem die Einigung des Reichs gestanden.

Würde die Zeitenwende nun den Zerfall bringen?

Fanfaren erklangen, untermalt von Trommelwirbel.

Karasha blickte wieder zum Palast und sah, dass die Höflinge ins Freie traten. Ihnen folgten hohe Militärs, der Adel und schließlich Hagarth sowie sein Magier, ehe Soldaten und weitere Höflinge den Abschluss bildeten.

Die Kriegerin griff nach dem Bogen, legte einen Pfeil auf und spannte die Sehne.

Die Entourage des Königs glitt zur Seite wie eine Welle, die sich an einem Felsen bricht. Sie füllte die Bühne aus, sodass Hagarth und Robertus der Fremde nach vorne, an den Rand der Bühne, treten konnten.

Dort würde der Großkönig seine Rede halten.

Das Volk jubelte, vereinzelt wurden Trommeln angeschlagen.

Dann erklangen wieder Fanfaren und plötzlich herrschte Stille.

»Volk!«, rief Hagarth, woraufhin wieder Jubel aufbrandete, aber ebenso schnell verebbte, »wieder geht ein Jahr zu Ende. Wieder feiern wir das Jahresendfest. Doch dieses Mal, das verspreche ich, ist es ein besonderes Fest. Denn mit ihm werden große Änderungen einhergehen.

Änderungen, wie sie Alorien schon lange nicht mehr gesehen hat. Es wird Zeit, die alte Ära zu beenden und eine neue, glückliche Ära anzustreben. Das vierte Zeitalter wird kommen!«

»Mut hat er«, murmelte Elondir. »Das so offen auszusprechen. Wo doch jeder das vierte Zeitalter fürchtet.«

Das Volk, welches auf die üblichen Versprechen und Ankündigungen, Resümee und Wünsche gehofft hatte, schwieg verdattert. Niemand regte sich.

»Robertus der Fremde, weisester aller weisen Hofmagier, gelehrt in allen Disziplinen, wissend und mächtig, wird uns alle in ein besseres, glücklicheres Zeitalter führen.«

Oder auch nicht! Karasha zielte mit kaltblütiger Ruhe auf den Magier. Dieser stand neben Hagarth und sonnte sich in dem blanken Erstaunen, welches die Worte des Königs hervorgerufen hatte. Seine Augen funkelten und Karasha gewann den Eindruck, einen Irren zu sehen. Einen, der nicht bei Verstand ist und im Tempel des Wahnsinns behandelt werden musste.

Shogareoth, Gott des Irrsinns, nahm sich dieser bedauernswerten Menschen an und linderte ihre Qualen.

Heute lindere ich deinen Wahnsinn, dachte Karasha. Sie spannte die Sehne bis zum Äußersten, dann ließ sie los.

Der Pfeil jagte seinem Ziel entgegen. Unaufhaltsam bohrte er sich in das linke Auge des Magiers und schleuderte ihn zu Boden.

Die Stille, die schon zuvor geherrscht hatte, hielt an.

Hagarth schaute auf den zuckenden, sterbenden Magier und schien nicht so recht zu wissen, was er davon zu halten habe.

Dann aber stieß er einen unartikulierten Schrei aus und starrte in die Menge.

Und jetzt ... Nein!

Noch bevor Karasha den zweiten Pfeil abschießen konnten, warfen sich Wachen auf den König, um ihn zu schützen.

Verdammt. Karasha nahm zwei weitere Pfeile aus dem Köcher und schoss sie mit dem bereits aufgelegten Geschoss ab.

Sturm brandete auf und fegte über die Bühne, als die Spitzen in das Holz der Tribüne hieben.

Die Menschen schrien auf und wichen beiseite, die Wachen versuchten verzweifelt, ihren König zu schützen.

»Brancee stehe mir bei ...« Mit diesen Worten sprang Karasha aus dem Fenster auf die Straße.

Sie sah den Grund näher und näher kommen, ging in die Hocke und wurde doch zu Boden geschleudert.

Über die Schulter rollte sie ab, sprang auf und lief los. Wieder verschoss sie drei Pfeile, um einen weiteren Sturm zu entfesseln.

Die Menschen vor ihr begriffen, dass etwas Ungeheuerliches geschah und wichen zur Seite. Keiner wollte mit Balag'Dur Bekanntschaft machen.

Die Wachen wollten Karasha aufhalten, wichen aber ebenfalls zur Seite, als ein grauenvoller Drache aus dem Nichts erschien und auf sie niederjagte.

Schließlich erreichte die Kriegerin die Tribüne und erklimmte sie mit einem gewagten Sprung.

»Lasst mich!«, rief Hagarth und schüttelte seine Leute ab. »Wer mir nach dem Leben trachtet, wird Forro-San zu spüren bekommen.«

Er sprang just in dem Moment auf, als Karasha auf die Tribüne sprang. Die Soldaten wichen beiseite, während der König sein Schwert zog. Wieder jagte der Drache über die Köpfe der Menschen dahin.

»So, du also bist es, die meinen Magier ermordet hat!«, grollte Hagarth, »Lass mich raten – Karasha von Weißquell. So nennt Ihr Euch, nicht wahr?«

Die Stimme des Mannes war laut und klar. Der Drache verschwand, Stille kehrte ein. Selbst die Soldaten regten sich nicht mehr.

»Ich *nenne* mich nicht Karasha von Weißquell, ich *bin* Karasha von Weißquell. Kriegerin der Göttin, gekommen, um das Reich vor Euch und Eurem Magier zu schützen. Wollt Ihr nicht dem Volk sagen, *wie* Ihr das vierte Zeitalter einzuleiten gedachtet?« Sie ließ den Bogen fallen.

»Und wie wollte ich das Eurer Meinung nach tun?«, fragte der Großkönig, während er mit der Spitze Forro-Sans auf die Brust der Kriegerin zielte.

»In Euch fließt Orcblut. Ihr wolltet die Orcs befreien und die Menschen in die Sklaverei schicken. So wie es die Schriftrolle des Eldriel sagt. Der *große Schrecken* für die Menschen.«

»Also seid Ihr wirklich im Rachen des Drachen gewesen. Erstaunlich, Karasha von Weißquell.« Der Großkönig verneigte sich in gespielter

Demut. Das Volk hingegen merkte auf. Hagarth hatte die ungeheuerlichen Anschuldigungen nicht zurückgewiesen. Im Gegenteil – er hatte sie mehr oder weniger bestätigt.

»Die Corls sind über Euer Treiben informiert. Sie stehen geschlossen gegen Euch.« Karasha warf Hagarth die Rolle hin, welche ihr der Bote am Tag zuvor gebracht hatte. »Eure Zeit ist um.«

»Wann meine Zeit gekommen ist, entscheidet Forro-San.«

»Oder Icet-San.« Damit zog die Kriegerin ihre Klinge.

Gemurmel wurde laut. Die Umstehenden begriffen, dass dies ein gerechter, ein notwendiger Angriff auf den Großkönig war.

»Sieh an, die beiden Schwerter vereint. Am Ende werden sie beide mir gehören.« Der Großkönig schwang seine Waffe.

»Ich habe geschworen, beide Waffen zu vereinen. In *meiner* Waffentasche, Hagarth.« Sie schaute kurz zu den Wachen, dann erhob sie ihre Stimme: »Ausgestattet mit dem Recht und der Jurisdiktion der Corls erkläre ich Euch Eures Throns für unwürdig und hiermit abgesetzt. Wachen – ergreift Hagarth und bringt ihn in den Kerker!«

Sekunden verstrichen, in denen nichts geschah. Dann reagierten die Soldaten, zogen ihre Schwerter und näherten sich dem einstigen Großkönig.

Dieser lachte laut. »Glaubt Ihr wirklich, ich würde mich so einfach verhaften lassen? Denkt Ihr, ich hätte nicht Maßnahmen ergriffen?« Er riss die Arme in die Höhe. Funken stoben plötzlich um ihn herum. »Das dritte Zeitalter endet und ich werde den großen Schrecken bringen. Die Corls können nicht verhindern, dass das Zeitalter der Menschen endet.«

Karasha sah, dass sich Hagarth aufzulösen begann. In einem letzten, verzweifelten Versuch, das Schlimmste zu verhindern, schleuderte sie ihr Schwert. Icet-San traf mit ganzer Wucht den Hals des einstigen Regenten und riss die Kehle auf. Die Augen des Mannes weiteten sich, Blut sprudelte aus der Wunde. Die Funken erloschen, röchelnd kippte er auf der Tribüne zu Boden.

»Ihr werdet keinen großen Schrecken heraufbeschwören!«, rief Karasha, eilte zu dem schwer verletzten Mann und nahm ihm Forro-San aus der kraftlos gewordenen Hand. Dann drehte sie sich mit ausgestrecktem Arm um die eigene Achse und enthauptete Hagarth.

Ein langgezogenes *Ohhh* war zu hören, gefolgt von Stille, ehe Applaus aufbrandete.

Karasha hob die beiden Schwerter auf und reinigte sie an Hagarths Kleidung. »Ich habe bei den Göttern geschworen, Unheil von Alorien abzuhalten und beide Schwerter zu vereinen!«, rief sie. »Diesen Schwur habe ich heute gehalten.«

Sie löste die Scheide Forro-Sans von Hagarths Leiche und legte sie sich um. Dann steckte sie beide Klingen ein.

Elondir trat zu ihr, ein erleichtertes Lächeln auf den Lippen.

»Und nun?«, fragte einer der Wachen. »Der Großkönig ist tot, der Thron vakant. Wer wird regieren, bis die Corls einen Nachfolger bestimmt haben?«

»Keiner von Hagarths Getreuen«, erwiderte die Kriegerin, »denn ihnen ist nicht zu trauen.« Sie blickte zu Elondir, der erbleichte. »Ich schlage vor, Elondir der Alte sollte als Truchsess fungieren, bis die Corls eingetroffen sind. Er hat viele Leben gelebt, ist weise und gerecht und ein Kämpfer für die Menschen und Alorien.«

Die Leute vor der Tribüne applaudierten.

»Kriegerin, seid Ihr von Sinnen?«, zischte der Magier. »Ich bin kein ...«

»Ihr hattet den Thron schon einmal inne. Damals wart Ihr Alskars Truchsess. Nun seid Ihr es wieder.«

»Ihr erinnert Euch *zu* gut«, knurrte der Alte, lächelte aber. Laut rief er den Wachen zu: »Schafft die Leiche weg. Und dann lasst uns alle tun, was uns die Götter an diesem und den kommenden Tagen erlauben! Lasst uns feiern, es ist das Jahresende gekommen!«

Hochrufe erklangen, die Fanfaren spielten auf.

Sie wussten, dass Elondirs Rolle von kurzer Dauer sein würde. In wenigen Tagen, sobald das neue Jahr begonnen hatte, würden die Corls zusammenkommen und einen neuen Großkönig wählen. Einen aus ihrer Mitte.

Und sie wussten, dass Elondir einige Schriftstücke zu unterzeichnen hatte, ehe er die Geschäfte bis zur Wahl des neuen Herrschers führen konnte.

Das Volk aber durfte feiern, denn dafür war es zusammengekommen. Und genau das gab ihnen die Sicherheit, dass trotz der Ereignisse alles in Ordnung war.

Kapitel 10

Erlösung?

Aloria, 04. Schneeschmelze, 3Z 700

»Beunruhigende Berichte sind eingetroffen«, sagte Corl Hysanthia die Elbin, während sie bei einem Mahl saßen.

Noch immer hatte Elondir die Rolle des Truchsess inne, auch wenn inzwischen sämtliche Corls eingetroffen waren.

»Es heißt, die Berge könnten die Orcs nicht länger halten. Offenbar war die Magie von Robertus dem Fremden weiter fortgeschritten, als wir ahnten. Der Schrecken wird kommen und mit ihm das Ende des dritten Zeitalters. So, wie es die Prophezeiung sagte.«

»Sie werden nicht alleine sein«, warf Corl Alskar der Neunte ein. »Es heißt, Unzufriedene und Aufrührer hätten sich aufgemacht, um sich ihnen anzuschließen. Es ist nicht auszuschließen, dass auch Herrscher von außerhalb Aloriens die Gunst der Stunde nutzen wollen.«

»In diesen Zeiten können wir uns nicht auf das Tagesgeschäft besinnen«, rief Corl Marash von Ebenwalde. »Wir müssen ein einziges Heer aufstellen. Die Städte müssen gesichert, die Menschen informiert und all die intelligenten Kreaturen da draußen um Hilfe gebeten werden. Die Bluttrinker, die Gestaltwandler; selbst die Drachen. Jetzt einen Großkönig zu wählen erscheint mir wenig hilfreich.«

»Dann tun wir es nicht«, schlug Corl Laradana von der Region Rosendorn vor. »Elondir der Alte ist ein weiser und gerechter Mann. Er diente als Truchsess, während Alskar der Vierte das Reich einte. Belassen wir es dabei – einen Großkönig können wir wählen, wenn die Krise abgewendet wurde. So wir dann noch in der Lage dazu sind oder es ein Reich gibt, welches einen Großkönig benötigt.«

»Hm, ich würde es begrüßen, gemeinsam mit Karasha von Weißquell hinauszureiten, um mit all den verschiedenen Kreaturen zu sprechen. Sie kennen mich, sie hören auf mich.«

»Sie werden kommen, wenn du sie rufst«, sagte Hysanthia sanft. »Wir Corls bereiten die Verteidigung vor und veranstalten die Heerschau. Magier werden sich hier am Hofe einfinden und beraten, was zu tun ist. Karasha reitet aus, um mit den verschiedenen Gruppen zu spre-

chen. Und am Ende, wenn der Krieg unvermeidlich ist, unterstellen wir ihr das Heer, damit sie an dessen Spitze unsere Feinde schlägt.«

Die restlichen Corls klopfen zustimmend auf den Tisch.

»Nun, wenn dies der Beschluss der Versammlung ist!«, seufzte Elondir.

»Und es ist die Bitte des Schwarzen Bandes. Das Schicksal weist uns unsere Positionen zu – wir müssen sie annehmen und das Beste daraus machen.« Hysanthia stand auf. »Bevor wir diese Versammlung aber aufheben, stelle ich den Antrag, Karasha von Weißquell und Elondir den Alten zu *Beschützern Aloriens* zu ernennen und ihnen die Rechte eines Thennen in allen Gebieten des Reichs einzuräumen – als Dank für ihren Mut und ihre Verdienste an Alorien.«

Abermals klopfen die Corls auf den Tisch.

»Eines noch!«, sagte Elondir. »Heute Nacht habe ich einen silbrigen Vogel in großer Geschwindigkeit über den Palast ziehen sehen. Er hinterließ eine rote Spur, ehe er wieder verschwand. Auch andere sahen ihn. Wir sollten dies als schlechtes Omen deuten.«

Die Corls nickten betroffen, ehe sich die Versammlung zerstreute.

»Ich wäre gerne mit Euch ausgezogen, meine Freundin«, sagte der Magier, als er mit Karasha alleine war. »Die gemeinsame Reise bereite mir trotz all der Anstrengungen große Freude.«

»Mir nicht minder, mein Freund. Doch wie Hysanthia schon richtig sagte – das Schicksal weist uns unsere Rollen zu und Eure ist jene des Truchsess. Das Volk braucht jemanden in diesem Palast, dem es vertraut. Zu dem es aufschauen kann. Einen besseren Menschen als Euch können wir in diesen Zeiten nicht finden.«

Der Magier hob seinen Becher. »Auf Euch, Kriegerin. Das Abenteuer beginnt nun erst richtig.«

»Und auf Euch. Und darauf, dass wir am Ende vergnügt beisammen sitzen und nur wenige Opfer zu beklagen haben.«

Sie ahnten beide nicht, wohin diese Reise am Ende führen würde. Aber dies ist eine andere Geschichte und soll an anderer Stelle erzählt werden ...

Abschnitt 7: Weltenrettung

Kapitel 11

Personelles

Ebony Creek, Februar 2007

Der Triceratops jagte in die Halle und stoppte punktgenau. Der Antrieb erlosch, die Türen glitten auf und vier Weltenreisende stiegen aus.

Jaqueline und Francine standen in der Halle und schauten gespannt hinüber zu dem Glider. Sie warteten darauf, dass eine fünfte Person ausstieg. Jener Überlebende, den das Team hatte bergen wollen.

Aber die Türen schlossen sich, ohne dass eine fünfte Person den Triceratops verließ.

»Wo ist ...«

Claire schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Überlebenden. Wir konnten den Chip von einem der Wissenschaftler an Bord des verunglückten Gliders orten – Professor Robert Strangeman. Seine Lebensdaten waren jedoch inzwischen erloschen. Wir kamen wenige Tage zu spät.« Sie schaute zu der Maschine. »Und das, obwohl wir eine Zeitmaschine besitzen.«

»So ist der Lauf der Dinge. In ihn einzugreifen wäre gefährlich und töricht«, erwiderte Jaqueline sanft. »Wer weiß, welches Schicksal ihn letztlich ereilte. Konntet ihr Daten von Welt 0-2-3 Alpha gewinnen?«

»Laut dem, was unsere Analysen ergaben, handelt es sich um eine mittelalterliche Welt. Wir fanden jedoch auch Daten im humanoiden Spektrum – Celtæe waren ebenso präsent wie andere Wesen; Vampire, Gestaltwandler ...« William Brown sagte dies, als sei es etwas Besonderes. Etwas völlig Außergewöhnliches. Obwohl er während seiner Ausbildung sowohl von den Celtæe als auch von den Großen Alten gehört hatte.

Er *wusste*, dass es all diese Wesen gab. Sie in einer Welt zu orten war jedoch etwas anderes.

Bislang hatte er noch nicht 0-0-1 Alpha gescannt ...

»Mittelerde«, scherzte Jaqueline, ehe sie seufzte. »Wie dem auch sei – die Rettungsmission ist abgeschlossen, auch wenn es keine Rettung

gab. Er war laut Back-up der einzige Überlebende. Wir werden nun die Familien der Opfer informieren und die Opferhilfen auszahlen.« Sie schaute zu einer freien Wand unter der zerstörten Einsatzzentrale. »Zudem sollten wir die Namen der Opfer dort anbringen – versehen mit einem Stern. Sie sollten nicht in Vergessenheit geraten.«

»Gute Idee!«, stimmte ihr Tamara zu, die hinzugetreten war. »Führen wir dort jene auf, die in Erfüllung ihrer Pflicht starben.«

»Und mit Jojo fangen wir an«, erklärte Jaqueline ohne Humor in der Stimme.

»Wer war Jojo?«, wollte Claire wissen.

»Der Hund, der ... Nun, ihr kennt die Geschichte«, erwiderte Francine. »Er war das erste lebende Opfer. Auch er hat einen Platz an der Tafel verdient, da hat Jaqueline recht.«

»Jedenfalls können wir uns nun auf das Wesentliche konzentrieren«, resümierte Tamara. »Und das ist die Rettung unserer Welt, nicht wahr?«

»So ist es.« Jaqueline schaute auf die Uhr. »Wir treffen uns morgen früh zu einer Einsatzbesprechung. Bis dahin haben wir hoffentlich aktuelle Informationen aus dem Herz des Bösen vorliegen.«

»Aus dem Herz des Bösen?«, fragte Claire. »Wie meinst du das?«

»Ich kenne jemanden bei der SSSK, der mir in dieser Situation nützlich sein kann; Angelina Fossey. Vor zwei Jahren ließ ich sie leben, dafür ist sie mir noch heute dankbar. Als ich sie kontaktierte, versprach sie, sich umzuhören. Leider bricht die Verbindung zur SSSK nun ab, denn ich musste sie rausholen – sie befindet sich bereits im Gewahrsam der US-Marshalls und wird morgen im Laufe des Tages hier eintreffen.«

»War das, als du in das Gebäude der SSSK eingedrungen bist, um eine Mission zu Ende zu bringen?«, fragte Francine.

»Korrekt. Sie hatte Überstunden gemacht, den Geburtstag ihrer Tochter verpasst und dann lief sie mir auch noch vor den Schalldämpfer. Statt sie zu töten schlug ich sie nur nieder und verschaffte ihr so gleichzeitig eine gute Ausrede, warum sie den Geburtstag ihrer Tochter Cassey geschwänzt hatte; etwas, das sie mir hoch anrechnete.«

»Was wird aus der Tochter, wenn du sie hierher bringen lässt?«, wollte Tamara wissen.

»Sie darf sich um die Pferde kümmern.« Jaqueline grinste schwach.

Sie hatte viele Dinge getan, auf die sie nicht stolz war, ein paar Dinge aber auch richtig gemacht. Jene Frau leben zu lassen, war eines dieser Dinge.

»Ach ja – Pferde«, warf Tamara ein. »Ich gönne mir einen kleinen Ausritt.« Sie schaute zurück und sah, dass auch die Wissenschaftler und Techniker Feierabend machten. Jaqueline hatte jeden einzelnen gründlich durchleuchten lassen, aber nur bei einem Auffälligkeiten festgestellt. Ein Computertechniker namens Leroy White – und dieser war seit den Anschlägen verschwunden; *surprise, surprise*.

Vermutlich hatte er gehört, dass Jaqueline bei Verrätern in der Regel die Eisenstange auspackte ...

Dennoch gab es keinen, dem das Team vertraute. Keiner der Männer und Frauen außerhalb der inneren Riege war in das eingeweiht, was vor ihnen lag. Keiner kam auch nur in die Nähe des kleinen, notdürftig eingerichteten Kontrollraums. Dan hatte dort das Kommando und überwachte die Flüge, während Markui von Roger und Tamara *gekapert* worden war, damit er sie unterstützen konnte. Schließlich hatte Markui eine Weile in jener Welt gelebt, aus der die meiste Technik der Time-traveller stammte. Allein die D-Drex, die Standardwaffe der aktiven Agenten, war Markui sofort vertraut vorgekommen. Ebenso die Flugscheibe, die in einem kleinen Hangar stand.

»Ich begleite dich«, entschied Jaqueline. »Ein Ausritt kann nicht schaden.«

Sie winkte den anderen zu und ging mit der Wissenschaftlerin zum Aufzug, der hinauf auf das Plateau des Berges führte.

Die Bevölkerung von Ebony hatte noch immer Zugang zu jenem Bereich der Anlage – allein schon, weil man nur über den speziell gesicherten Lift ins Innere gelangen konnte. Die Zufahrt erfolgte von außen, Hunde, Pferde und auch das kleine Restaurant besaßen abgesehen von dem Aufzug keine Verbindung zur Anlage. Die Zufahrt zu sperren hätte bei der Bevölkerung für Unruhe gesorgt – genau das wollten die Verantwortlichen aber vermeiden.

Daher trafen Jaqueline und Tamara mehrere Personen, als sie ins Freie traten und zu den Stallungen gingen.

Eine Familie mit zwei Kindern war dabei, sich Hunde für einen Spaziergang geben zu lassen, ein Pärchen führte bereits einen Schäferhund an der Leine.

Auch im Restaurant saßen noch Gäste und genossen die Aussicht; selbst im Winter bei Eis und Schnee war Ebony Creek einen Ausflug wert. Saß man bei einer Tasse Kaffee im Warmen, konnte man den Ausblick durch die Glasfront auf die verschneite Landschaft richtig genießen.

Wärme und der Geruch nach Pferden schlug den beiden Frauen entgegen, als sie den Stall betraten. Tamara hatte drei dieser edlen Tiere eingestellt, Jaqueline zwei. Zwei weitere Pferde gehörten Roger und ein Pony der Tochter von Denwick.

Eine junge Frau mit kurzen, braunen Haaren stand an einer der Boxen und streichelte Jaquelines Hengst. Sie trug enge Jeans, eine Fransenbluse und Stiefel, deren Schaft knapp unter den Knien endete. Ihre Jacke hatte sie an einen Haken gehängt.

Jaqueline ließ ihren Blick über die schlanke Figur gleiten. Der Po zeichnete sich besonders gut ab, ebenso die schmale Taille.

Tamara grinste, als sie den Blick der Schatzjägerin auffing. Sie wusste, dass Jack auf junge, sportliche Frauen stand – jene Fremde, die vor der Box von Jacks Hengst stand, passte in das Jagdschema.

»Möchtest du ihn reiten?«, fragte die Abenteurerin, während sie an die Box trat.

Die Fremde drehte den Kopf und schenkte Jaqueline ein freundliches Lächeln. Ihre blauen Augen blitzten ein wenig, sie blies sich eine Strähne ihres braunen Strubbelhaars aus dem Gesicht. »Sie sind Doktor Jaqueline Berger?«

Die Agentin nickte.

»Mein Name ist Georgina Jenson. Mein Vater ist der Polizeichef von Ebony.« Sie reichte Jaqueline die Hand.

»Schön dich kennenzulernen, Georgina. Was kann ich für dich tun?«

»Ich würde mir gerne die Anlage anschauen. Okay, *und* ich würde gerne den Hengst reiten, aber das nur nebenbei.«

»Momentan finden keine Besichtigungen statt, da wir an einem wichtigen Projekt arbeiten. Das mit dem Pferd ist hingegen kein Problem.« Sie erwiderte das Lächeln der jungen Frau, so gut es ihr möglich war. Sie schaffte es, kalt und berechnend vorzugehen. Eine Frau anzusprechen, die ihr gefiel, sie zu einem Kaffee einzuladen und ihr Avancen zu machen, gelang ihr hingegen nur in speziellen Etablissements.

»Vielleicht könnten Sie für mich eine Ausnahme machen?«, bat Geo-

rgina Jenson. »Ich habe noch nie eine Zeit- und Weltenmaschine gesehen. Es muss aufregend sein, Multiversen zu erkunden.« Der Blick der jungen Frau wurde ernster, auch wenn sie nicht das Lässige verlor.

»Weltenreisen?«, fragte Jaqueline. »Wie kommst du denn darauf?« Sie war darauf trainiert, auch die größten Überraschungen äußerlich gelassen, amüsiert oder empört aufzunehmen – wie es die Situation gerade verlangte. In Israel hatte man sie Pokerface bis zur Vollendung gelehrt, denn das Institut setzte deutlich mehr auf menschliche Aufklärung als die CIA, die sich lieber auf Technik verließ.

»Ich fand Dokumente in einem blauen Wagen – er stand im Wald, der Fahrer hing ein paar Meter daneben an einem Ast. Ich rief natürlich meinen Vater an, konnte es aber nicht lassen und untersuchte den Wagen. Dabei stieß ich auf Dokumente, die sich mit der Anlage hier befassen.«

»White«, murmelte Tamara.

»So hieß der Tote? Soweit ich weiß fand mein Dad keine Papiere bei ihm. Er fand auch nicht, was ich gefunden hatte. Ich dachte mir, dass diese Unterlagen nicht in den Archiven der Polizei oder gar in die Hände von Reportern gelangen sollten.«

Jaqueline lehnte sich gegen die Box. »Was hast du noch gefunden?«, fragte sie dabei.

»Dossiers über verschiedene Leute. Über Sie, Miss Delgado, Mister Müller und eine Claire ... Claire Bancroft-Okamoto... Oki... Ok...«

»Bancroft-Okamoto«, berichtete Jaqueline die junge Frau. »Sonst noch etwas?«

»Eine DVD mit Filmen von ... fremden Welten. Es war ... faszinierend. So etwas habe ich noch nie gesehen.« Sie räusperte sich. »Außerdem eine Notiz, dass *Projekt Mala'aks Home* zu einer Katastrophe führen könnte.«

So also nennen sie das Projekt. Ich hätte damals jeden einzelnen töten und das Gebäude sprengen sollen, als ich die Chance dazu hatte. Jetzt beißt mir die Sache in den Arsch. Der Feind, den du heute leben lässt, ist der Feind, der dich morgen tötet. Okay, fast jeden, denn Angelina leben zu lassen war gut.

»Du hast die Unterlagen dabei?«, fragte Tamara freundlich.

»Sicher, Miss Delgado.« Georgina reichte der Wissenschaftlerin die Mappe.

»Und du hast sie natürlich kopiert, oder?«, hakte diese nach.

»Nur den Film. Es ist spannend, ihn wieder und wieder zu betrachten und mir dabei vorzustellen, wie es sein mag – zu fremden Welten fliegen, völlig neues Leben zu entdecken ...«

»Wie alt bist du?«, wollte Jaqueline wissen.

»23 – seit drei Tagen.«

»College?«

Sie schüttelte den Kopf. Ein Schatten huschte über ihr Gesicht. »Meine Eltern konnten es sich nicht leisten und die beantragten Stipendien reichten nicht. Ich arbeite im *Billy's Inn* als Kellnerin. Ist ein Job.« Wieder blies sie eine Strähne aus dem Gesicht.

»Angenommen, du *hättest* studiert. Was für eine Richtung wäre es gewesen? Physik?«

Georgina lachte. »Du meine Güte – nein. Ich hatte in Mathe eine drei – aber nur, weil mich die Lehrerin recht gut leiden konnte.« Sie zuckte mit den Schultern. »Literatur oder Religionswissenschaften. Ich bin nicht gläubig, aber mich interessiert, warum es andere sind.«

Jaqueline nickte. »Schön, dann komm mal mit – ich zeig dir die Anlage.«

»Echt?« Georgina strahlte. »Das ist cool!«

»Dafür hast du dich so rausgeputzt, oder? Du hast mein Dossier gelesen und dir überlegt, wie du deine Chancen optimal nutzen kannst. Also hast du dich in enge Jeans gezwängt und dich in Pose gesetzt, als du uns hast kommen hören.«

Georgina errötete. »Das ist ... Nun ja, ... Ich meine ...«

»Schon okay – jeder muss sehen, dass er seine Chancen nutzt. Also komm, damit Tamara zu ihrem Ausritt kommt.«

Sie ließ sich von der Wissenschaftlerin die Unterlagen geben und führte die junge Frau zu dem breiten Aufzug. Dabei ignorierte sie Tamaras süffisantes Grinsen geflissentlich.

II

»Was ist passiert?«, fragte Georgina, als sie den zerstörten Kontrollraum sah. »Das sieht aus, als ob etwas explodiert sei.«

»Ein Attentat. Jener, der sich das Leben genommen hat, wollte uns alle töten. Gut, dass es ihm nicht gelungen ist.« Jaqueline beobachtete

Georgina sehr genau und sah deren schockierten Blick. War sie nicht sehr gut ausgebildet worden, dann wusste sie nichts von dieser Sache und war tatsächlich schockiert.

Darauf hatte Jack gehofft.

Sie gingen zu den Glidern. »Hiermit reisen wir zu fremden Welten. Man sitzt bequem in den Sesseln und jagt mit hoher Geschwindigkeit durch die Halle. Am Ende der Startbahn tritt der Glider in den Zeit- und Weltenstrom ein. Zumindest sollte er das. Wenn nicht, bremsst ihn eine Sicherheitsvorrichtung ab.«

Georgina schluckte, strich aber fasziniert über die Hülle des Zweisitzers. »Wie ... heißt er? In den Berichten ist die Rede von einem Thunderbird und einem Triceratops. Das hier ist ...?«

»Raptor«, erklärte Jaqueline lächelnd. Offenbar war Leroy White ein noch schlechterer Mensch gewesen als Leroy Brown, denn er hatte das Projekt gründlich hintergangen. Sie musste nicht fragen, für wen die Informationen bestimmt gewesen waren. Bei der Überprüfung des Personals war herausgekommen, dass White auf verschlungenen Pfaden Geld von der SSSK erhalten hatte.

Warum aber der Suizid? Angst vor der SSSK, weil das Attentat in die Hose gegangen war?

Angst vor der Rache, die bislang jeden Verräter ereilt hatte, der Jaqueline hinterging?

Gewissensbisse?

Hatte die SSSK die Daten erhalten? Oder wartete sie vergebens auf die Lieferung?

Jaqueline nahm ihren PDA hervor, während sich Georgina umschaute, und bat Roger Müller, die junge Frau gründlich zu überprüfen. Sie hatte nicht das Gefühl, von der 23-Jährigen hintergangen zu werden. Aber Verrat begann, wo man einem Menschen blind vertraute. Das wusste sie aus Erfahrung. Zudem sollte Roger überprüfen, ob White tatsächlich in der Leichenhalle von Ebony lag.

»Wie ist es, in eine fremde Welt zu fliegen?«, fragte Georgina. »Ich meine ... Sie waren doch schon ... Oder?«

»Ja, war ich. Man kann es nicht beschreiben, man muss es erleben.« Jaqueline winkte Georgina zu, damit sie den Rundgang fortsetzen konnten.

Schließlich erreichten sie die Umkleidekabinen. »Hier bereiten sich

die Timetraveller auf die Flüge vor. Uniformen, Helme und Waffen ... Willst du mal in eine Uniform schlüpfen?«

»Klar!«, rief Georgina aufgeregt.

Jaqueline öffnete einen Spind und hole ein neues Modell hervor. Der Platz, auf dem normalerweise der Name des Timetravellers stand, war leer. Auch verfügten die Schulterklappen über keine wie auch immer gearteten Rangabzeichen.

Georgina schälte sich aus ihrer engen Kleidung und zog die von Roger Müller entwickelte Uniform an. Sie war nicht nur besonders widerstandsfähig, sondern konnte auch bis zu einem gewissen Maße Hitze und Kälte ausgleichen, fing Kugeln von Pistolen und Gewehren ab und sah auch noch gut aus.

Jaqueline schenkte der jungen Frau einen versteckten Blick, ehe sie sich selbst umzog.

Dann blickte sie auf das Display ihres PDAs.

Laut einem ersten Scan ist sie sauber. Ich gehe in die Tiefe. Wer ist sie und wie kommst du auf sie? Was White betrifft – er ist tot. Baumelte an einem Baum; Selbstmord, wie es aussieht. Seltsam, oder?

Jaqueline grinste und tippte die Antwort.

Ich zeige Georgina die Anlage, Näheres folgt. Und ja, das mit White ist echt komisch.

»Das sieht cool aus.« Georgina drehte sich vor einem großen Spiegel. »Du meine Güte, leicht und bequem. Es muss fantastisch sein, so etwas zu tragen und *wirklich* zu fliegen.«

»Willst du dich in den Raptor setzen, um ihn von innen zu sehen?«, fragte die Abenteurerin.

»Wirklich?«

»Klar.«

Die Augen der jungen Frau leuchteten. »Sicher. Wer möchte das nicht? Du meine Güte – ich bin froh, dass ich den Mut aufbrachte, hierher zu kommen.«

Auf dem Weg zu den Glidern schickte Jaqueline eine weitere Nachricht ab, diesmal an Dan. Sie fragte, ob er noch im temporären Kontrollraum sei.

Bin ich. Schließlich muss ich die verschiedenen Daten auswerten, die du uns gegeben hast. Das geht hier besser als anderswo.

Sie erreichten den Raptor und stiegen ein. Jaqueline schloss die Türen und aktivierte den Antrieb sowie die Instrumente. »So sieht eine Zeit- und Weltenmaschine innen aus«, sagte sie zu Georgina, die auf dem Platz des Co-Piloten und Wissenschaftsoffiziers saß und sich atemlos umschaute. »Die Steuerung, der Bordcomputer und die taktische Konsole, falls der Glider in einen Kampf verwickelt wird.« Sie deutete auf die verschiedenen Bereiche. »Hier – vor dir – ist die wissenschaftliche Station – mit ihr kann man Daten einer fremden Welt sammeln und sofort auswerten. Vorausgesetzt, man hat die entsprechende Ausbildung und weiß, was die Zahlen, Grafiken und Abkürzungen bedeuten.«

Jaqueline aktivierte die Zieleingabe. »Hierüber kann man verschiedene Welten ansteuern. Die Daten liegen im Zentralcomputer und werden an den Glider übermittelt, sobald man ein Ziel ausgewählt hat. Welt 0-2-2 Alpha ist eine urzeitliche Welt ohne Menschen und gefährliche Jäger – also Raubtiere. Wir wissen, dass sie mehrere Kontinente besitzt, zwei vereiste Pole und über eine üppige Fauna und Flora verfügt. Die intelligenteste bislang entdeckte Spezies ist ein Affe, der einem Kollegen den PDA gemopst hat.«

Georginas Hand zitterte, als sie über die Armaturen strich. Ihr Mund bildete ein O, Faszination und Aufregung spiegelten sich in ihren hübschen Zügen wider.

Jaqueline betrachtete die junge Frau einen Moment. Die zotteligen Haare, die fein geschwungenen Lippen und die sanften Augen sprachen ihre Sinne an. Georginas Brüste waren klein und fest, ihre Schenkel muskulös und der Po rund.

Sie hatte alles, was Jack an einer Frau gefiel.

»Hiermit nimmt man Kontakt zur Flugkontrolle auf. Normalerweise sitzen die Techniker in dem großen Raum über uns, aber da dieser zerstört wurde, mussten wir improvisieren und auf ein Büro ausweichen – der Techniker sieht die Halle, den Glider und auch uns nur via Kameras.« Sie drückte den Knopf. »Flugkontrolle, hier Raptor.«

»Ich höre!«, kam Dans Stimme aus dem Lautsprecher. »Darf ich fragen, was das wird? Ich wusste nicht, dass ein Flug ansteht.«

Jaqueline grinste. »Eine kleine Vorführung für eine mutige junge Frau.« Sie blickte zu Georgina. »Will man starten, bittet man die Kontrolle um Starterlaubnis und wiederholt noch einmal das Ziel. Also los!«

Die 23-Jährige lachte. »Flugkontrolle, wir bitten um Freigabe für einen Flug zu Welt ...«, sie schaute auf das Display, »0-2-2 Alpha.«

»Freigabe erteilt«, erwiderte Dan unsicher. »Wer spricht da eigentlich?«

»Georgina Jenson«, erwiderte Jaqueline, »unser Gast. Starte Countdown jetzt.«

Sie aktivierte die Startsequenz.

»Start in zwanzig – neunzehn – achtzehn – siebzehn ...«, begann eine Computerstimme den Countdown. Der Hundeschutz wurde sichtbar.

»Der blaue Schleier verhindert eine Kollision, sollte der Glider nicht in den Zeitstrom eintreten.« Jaqueline reichte Georgina einen Kaugummi. »Und der verhindert, dass sich deine Ohren beim Start schließen und dir schwindelig wird.«

Sie schob sich selbst einen Streifen in den Mund.

»Start? Wie meinst du ...?«

Die Sekunden zählten hinab, während Georgina die Augen aufriss. Sie wartete darauf, dass Jaqueline den Countdown stoppte.

Bei drei schob sie sich den Streifen hastig in den Mund und kaute.

Bei Null beschleunigte der Glider und jagte durch die Halle.

»Shit!«, schrie Georgina und verschluckte den Kaugummi. Sie sah den Hundeschutz näher kommen, doch plötzlich verschwand die Halle und undurchdringliche Schwärze umgab den Glider.

Flache Tiere hefteten sich an die Hülle und an die Scheibe.

Georgina startete mit weit aufgerissenen Augen ins Nichts. Sie saß steif auf ihrem Platz, unfähig, sich zu rühren.

»Verlassen Zeitstrom ... jetzt!«, sagte Jaqueline. Die Tiere verschwanden, die Schwärze wich einem strahlend blauen Himmel. Regenwald erstreckte sich unter ihnen, aber sie sahen auch einen felsigen Hang, von dem aus sich ein Wasserfall in die Tiefe ergoss.

»Das ist ... fantastisch. Ich bin in einer fremden Welt«, wisperte Georgina. Sie drehte den Kopf und blickte Jaqueline an. »Du hast mich in eine fremde Welt gebracht.«

»Das wolltest du doch, oder? Wissen, wie es ist. Darum hast du dich verführerisch gekleidet und auf uns gewartet. Alles war bis ins Detail geplant, um einen Blick auf die Anlage werfen zu können und die Chance zu bekommen, vielleicht ... eine solche Reise unternehmen zu dürfen.«

»Ja, aber ... Ich meine ... Das ist unglaublich!«

Jaqueline steuerte eine Wiese unmittelbar neben einem breiten See an. In ihn ergoss sich der Wasserfall und hier würde in den nächsten Tagen ein provisorisches Lager entstehen – eine Operationsbasis, falls sie außerhalb von 0-0-1 Alpha die Rettung der Menschheit vorantreiben mussten.

Jaqueline und Ken hatten in den letzten Tagen bereits Material hergeschafft, während Claire und ihr Team mit der Rettungsmission beschäftigt gewesen waren.

Sie schaltete den Motor ab und öffnete die Türen. Hier waren sie sicher – *noch*.

»Was riecht hier so gut?«, fragte Georgina, nachdem sie ausgestiegen war. Sie beugte sich nieder und berührte das Gras.

»Vom Menschen unberührte Natur. Nimm einen Schluck Wasser aus dem See – es ist klar und sauber. So etwas hast du noch nie getrunken.«

Die junge Frau kam der Aufforderung nach. »Stimmt!«, rief sie. »Es ist köstlich.« Sie wandte sich um und sah Jaqueline lässig am Glider lehnen. »Danke, dass du mir das hier ermöglicht hast.«

»Wie weit wärest du dafür gegangen?«, fragte Jaqueline. »Angenommen, ich hätte dir gewisse Avancen gemacht?«

Georgina lächelte verschmitzt. »Ziemlich weit, wenn ich ehrlich bin. Ich mag Jungs, habe aber auch nichts gegen Mädchen. Obwohl es meine Eltern nicht wissen. Das Gras ist auf beiden Seiten des Zauns grün und schmackhaft.«

»Warst du schon immer so?«, wollte die Schatzjägerin wissen. »So ... zielgerichtet?«

»Seit ich begriffen habe, *wie* man etwas bekommt. Ebony ist keine Großstadt. Gelegenheiten bieten sich einem nicht oft. Man muss zugreifen und alles dafür tun, um das Ziel zu erreichen. Auch andere wollen es.«

»Eine gesunde Einstellung«, gab Jaqueline zu. »Nun hast du, was du wolltest. Und das, ohne die Kleider fallen zu lassen.«

»Ja ...« Georgina sank wieder ins Gras, streckte sich aus und starrte in den blauen Himmel. »Eine fremde Welt. Unendlich weit entfernt von meinem Zuhause – und doch nur wenige Flugminuten. Nur wenige Menschen haben das bislang erlebt, oder?«

Jaqueline nickte, ging zu der 23-Jährigen und legte sich neben sie.

Schon lange hatte sie sich nicht mehr die Zeit genommen, einfach im Gras zu liegen und in den Himmel zu schauen. Sie hatte vergessen, wie das ist. Wie es sich anfühlt.

Eine Weile sagten die Frauen nichts. Dann drehte Jaqueline den Kopf. »Du bist hübsch«, murmelte sie.

»Danke.« Georgina schenkte ihr einen überraschten, aber auch innigen Blick. »Du auch. Du trainierst viel, oder? Ich habe es gesehen, als du dich umgezogen hast.«

»Stimmt. Das ist in diesem Job unerlässlich. Man muss fit sein, will man für die verschiedenen Herausforderungen gerüstet sein.« Sie schauten wieder hinauf in den Himmel. »Just in diesem Moment überprüft dich mein Partner. Er kriecht bis in die hinterste Ecke deines Lebens und fördert jedes Staubkorn zutage, das sich dort abgelagert haben könnte. Wenn es etwas gibt, das ein negatives Licht auf dich wirft, solltest du es mir lieber sagen. *Bevor* es mir Roger sagt ...«

Georgina seufzte. »Er wird auf eine geschlossene und versiegelte Jugendstrafakte stoßen«, gab sie zu.

»Wir arbeiten mit den Geheimdiensten zusammen – für uns öffnen sich *alle* Akten. Was wurde dir vorgeworfen?«

»Freunde und ich haben auf einem Parkplatz außerhalb von Ebony Gras geraucht. Der Sheriff kam vorbei und schon saßen wir hinter Gittern. Ich absolvierte 50 Stunden gemeinnützige Arbeit und bekam von meinen Eltern ein halbes Jahr Hausarrest aufgebremmt.«

Jaqueline grinste. »Okay, das war eine wirklich schwere Straftat.«

»In Texas hätte man uns auf den Stuhl geschickt«, bestätigte Georgina lachend. Sie blickte Jaqueline an. »Warum überprüft ihr mich?«

»Weil ich wissen will, mit wem ich es zu tun habe. Und weil ich wissen will, ob deine Story echt ist.«

»Und weil ich dir gefalle?«

»Will man jemanden ausspionieren, schickt man jemanden, der der Zielperson gefällt. Es ist kein Geheimnis, dass ich Frauen mag und auch nicht, auf welchen Typ ich stehe. Du passt in das Schema, hast ein lockeres Auftreten und eine bizarre Geschichte – würde ich jemanden auf mich ansetzen, wärst du meine erste Wahl.«

»Ist das so?« Georgina lachte. »Ich habe mich selbst auf dich angesetzt – eben weil mich die Unterlagen fasziniert haben. Die Möglichkeit, dich verführen zu müssen, erschien mir dabei nicht als Last.«

»Wie schön.« Jaqueline erwiderte amüsiert den Blick der jungen Frau. Dann hauchte sie Georgina einen Kuss auf die Lippen.

Diese zuckte nicht zurück.

»Das Gute an dieser Welt ist, dass uns garantiert niemand beobachten kann. Zumindest kein Mensch«, merkte die Schatzjägerin an, während sie sich ein wenig in die Höhe stemmte. »Höchstens ein Affe.«

Georgina grinste. »Du weißt auch, wie man Ziele und Wünsche verwirklicht, oder?«

»Ziemlich genau«, gab die Abenteurerin zu, während sie sich nach vorne beugte und die junge Frau erneut küsste, inniger nun.

Ich habe Frauen in Hotelzimmern, Motels, Wohnungen und in kleinen Separees irgendwelcher Frauen-Clubs verführt. Aber in einer fremden Welt – das ist auch für mich neu, dachte Jaqueline, während sie Georgina entkleidete. Mal sehen, wie sich das alles entwickelt ...

Sie wusste, dass sie eventuell einen Fehler beging. Dass sie auf Risiko spielte. Aber etwas an Georgina hatte sie von der ersten Sekunde angesprochen. Georgina schien eine jüngere Version ihrer selbst zu sein. So war sie einst gewesen – als sie als frisch gebackene Archäologin in einem Zelt in Koblenz darauf wartete, als Teilnehmerin beim *Koblenz Gladiator* zu starten. Jung, ein wenig wild, mit leichten Selbstzweifeln und dem Willen, jedes verdammte Ziel zu erreichen – eines nach dem anderen, beginnend mit dem Nächstliegenden.

Dazu hatte sie eine Gegenspielerin ins Krankenhaus gebracht, darum hatte sie sich selbst keine Schonung gegönnt und bis zum Sieg gekämpft.

Als sie den herben Duft von Georgina in sich aufsog, wusste sie, dass sie zumindest die nächsten Minuten alle Sorgen und Bedenken vergessen konnte ...

III

»Du kannst mit noch so vielen Frauen schlafen – es bringt weder die Menschen zurück, die du getötet hast, noch jene, die dir etwas bedeuteten und wegen dir starben.«

Francine schaute Jaqueline ernst an. »Glaub mir, ich weiß es, denn auch ich hatte eine Phase, in der mir belangloser Sex als gutes Heilmittel erschien. Aber das ist es nicht.«

»Sex hilft mir, zumindest für ein paar Minuten oder Stunden all die Dinge zu vergessen, die mich belasten. Er ist meine einzige Auszeit – ohne ihn würde ich völlig den Verstand verlieren.« Jacqueline seufzte leise. »Zudem ist Georgina nicht nur hübsch, sondern auch klug und vor allem skrupellos genug, um ihre Ziele durchzusetzen.«

Francine verzog den Mund. »Das mag alles sein. Und aus welchem Grund hast du vor, ihr eine Stelle bei uns zu geben? Als Agentin eines zweiten Teams?«

»Aus dem gleichen, warum ich Golda angeworben habe. Ich erkenne ein Talent, wenn ich es sehe. Das Institut vertraut meiner Einschätzung, also kannst du es auch tun.«

»Hattest du mit Golda auch Sex?«, wollte Francine wissen.

»Nein, hatte ich *nicht*. Es ist ja nicht so, dass ich mit jeder Frau schlafe, die ich einstellen will. Oder hatten *wir* beide jemals Sex?«

»Nein.« Francine zuckte mit den Schultern. »Also schön, du willst sie ausbilden lassen. Ich kann es dir nicht verbieten, denn du bist die Chefin. Aber eine Agentin allein reicht nicht – wir brauchen zumindest *einen* Wissenschaftler – dann können wir den Raptor bestücken. Hast du auch hierfür einen Plan? Wenn ja, wie heißt sie?«

»Ramon Ramirez.«

»Klingt nicht sonderlich weiblich.«

»Ist er auch nicht«, bestätigte Jacqueline. »Ein junger Mann aus New Mexico. Harvey empfahl ihn mir gestern per Mail. Er gilt als vielseitig begabt und wäre im Mittelalter vermutlich also Universalgelehrter angesehen worden. In einer auf Disziplinen spezialisierten Welt hat er es jedoch schwer. Zudem verbringt er seine Zeit lieber beim Freeclimbing, statt an Veröffentlichungen zu arbeiten. Und wenn ein Wissenschaftler eines braucht, um voranzukommen, dann sind es Veröffentlichungen.«

»Eine Pflanze, die untergeht.«

Jaqueline nickte. »So ist es. Ich habe ihn zu einem Gespräch gebeten; wir treffen uns in zwei Tagen in New York City.«

»Ich dachte, wir würden erst die laufende Mission beenden.«

»Glaub mir, wir *werden* in zwei Tagen in New York sein. Denn dort befindet sich das Hauptquartier der SSSK.«

Jaqueline stand auf. »Komm mit, damit ich dich Georgina vorstellen kann. Sie sitzt mit Claire und Ken im Aufenthaltsraum.«

Sie verließen Francines Büro und gingen zu dem großen, gemütlich

eingerrichteten Aufenthaltsraum.

Beim Eintreten hörten sie Gelächter und sahen, dass sich Georgina offenbar bereits eingefunden hatte. Sie saß locker auf einem Stuhl und erzählte von ihren Gefühlen beim Eintritt in den Zeitstrom.

»Alles klar?«, fragte Jaqueline, während sie neben der jungen Frau Platz nahm. »Wieder in dieser Welt angekommen?«

Georgina schenkte ihr ein kesses Lächeln. »Schon. Aber am liebsten würde ich sofort wieder in einen Glider steigen. Es gibt so viele Welten ... Claire und Ken haben mir von ihren Abenteuern berichtet. Eine Weltenmaschine, die man berühren muss ... Unglaublich ...«

»Sofort wieder in einen Glider steigen ist leider nicht möglich«, erwiderte Francine und schenkte Jaqueline einen letzten, fragenden Blick. *Bist du sicher?*, schien er zu sagen.

Jack nickte kaum merklich.

Also fuhr Francine fort: »Dazu benötigst du eine Ausbildung, um den Glider selbst steuern zu können. Wir beginnen mit einem sechswöchigen Theoriekurs, der auch Nahkampf sowie Schusswaffenausbildung beinhaltet. Anschließend folgen zwei Wochen strenges Simulatortraining. Erst dann wirst du in einen Glider steigen und selbst zu einer fremden Welt fliegen. Ken ist dein Ausbilder, du verdienst während der Ausbildung pro Monat 2000 Dollar, anschließend – wenn du übernommen wirst – steigt dein Gehalt auf anfänglich 3800 Dollar plus Zulagen wie Weihnachts- und Urlaubsgeld.«

Francine lächelte. »Das alles natürlich nur, wenn du bei uns einsteigen und eine Timetravellerin werden möchtest.«

Georgina riss die Augen auf. »Das ... meint ihr wirklich ernst?« Sie schaute zu Jaqueline. »Aber wie ...?«

»Du bist zielorientiert, hast keinen Skrupel, dich ganz für deine Ziele einzusetzen, bist intelligent und erfüllst die körperlichen Voraussetzungen. Solche Agenten brauchen wir. Zusammen mit einem Wissenschaftler, den wir noch rekrutieren müssen, wirst du den Raptor fliegen.«

Jaqueline hatte ohne Humor gesprochen, denn sie wollte, dass Georgina eins begriff – die Timetraveller waren keine Veranstalter lustiger Abenteuerreisen. Es ging um Leben und Tod und auch darum, bis ans Äußerste zu gehen; in jeder Beziehung.

Die junge Frau verstand und auch sie verlor ihr Lächeln. »Einverstan-

den – ich bin dabei.«

Jaqueline nickte und stand auf. »Schön, dann lasse ich dich mit deinen neuen Kollegen allein; ich muss noch ein paar Dinge erledigen. Und auch auf dich wartet Verwaltungsaufwand.«

Sie verließ den Raum wieder und schlenderte zu ihrem Büro.

Francine folgte ihr. »Ich habe den Eindruck, dass da noch mehr ist. Du suchst nicht nur eine Agentin für ein zweites Team, oder?«

Jaqueline schaute sie an; ernst, desillusioniert, kalt. »Wir müssen damit rechnen, dass nicht alle die laufende Mission überleben. Besser, wir haben Ersatz in der Hinterhand.«

»Ich ahnte es. Aber wissen wollte ich es nicht wirklich. Denn das sind genau die Dinge, die mich haben bei der Agency aussteigen lassen.«

Kapitel 12

Informationen

Ebony Creek, Februar 2007

»Hallo Jaqueline.« Angelina Fossey schaute sich unsicher um. Dabei produzierte sie ein fast klägliches Lächeln.

Neben ihr, nicht minder verunsichert, stand Cassey. Sie war nun fast sechzehn Jahre alt, klammerte sich an ihre Tasche und wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

In dem einen Moment saß sie wie jeden Tag in der Schule, im nächsten Augenblick wurde sie von Bundesmarshalls zu einem Wagen gebracht und aus der Stadt gefahren.

»Hallo Angelina. Ich hoffe, die Marshalls waren nett zu euch?« Jaqueline blickte zu den beiden Männern, die hinter den Frauen standen, und schenkte ihnen ein verschwörerisches Lächeln.

»Oh ja, das waren sie. Sehr zuvorkommend und freundlich. Sie haben uns nicht wie Kriminelle behandelt.«

»Schön.« Jaqueline wandte den Kopf und winkte einem Mitarbeiter des technischen Personals zu. »Bringen Sie die beiden Herren zur Kantine, damit sie sich stärken können. Anschließend zeigen Sie Ihnen die Anlage – die beiden Marshalls sind mir bis auf Weiteres unterstellt

worden; sie schützen ab sofort die Anlage.«

Die Männer nickten. Sie hatten die Order auf der Fahrt nach Ebony Creek erhalten und waren gespannt auf ihre neue Aufgabe.

»Bundesmarshalls?«, wunderte sich der Angestellte und hob eine Braue. Dann schaute er zu dem zerstörten Kontrollraum. »Kann wohl nicht schaden, hm?«

»Eben.« Jaqueline schenkte auch ihm ein Lächeln, ehe sie sich Angelina und Cassey zuwandte. »Wir haben auf euch gewartet. Angelina – im Konferenzraum stehen Kaffee, Tee und Gebäck bereit. Claire führt dich hin und macht dich mit den anderen bekannt. Cassey ...«, sie legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter, »ich weiß nicht, was du in New York so getan hast, aber im Moment kann ich dir nur eine sehr eingeschränkte Bewegungsfreiheit anbieten. Ich möchte dir aber etwas zeigen, das vielleicht dein Interesse weckt.«

Sie ging mit der Schülerin zu dem großen Aufzug und fuhr mit ihr hinauf auf das Plateau.

»Wir haben Hunde und Pferde – wenn du also möchtest, kannst du dich mit den Tieren befassen.«

»Pferde?«, rief Cassey. »Yeah, das ist ... großartig. Ich meine ... das ist toll, Doktor Berger.« Sie schaute wieder eingeschüchtert.

»Ich heiße Jaqueline oder Jack – Förmlichkeiten sind nicht notwendig.« Sie ging mit Cassey zum Restaurant.

Sie stellte das Mädchen dem Geschäftsführer vor und wies ihn an, ihr kostenfrei zu geben, was immer sie essen oder trinken wollte – abgesehen von Alkohol.

Anschließend kehrten sie zurück zur Anlage. »Du bekommst eine Karte, um den Lift nutzen zu können. Später zeige ich deiner Mutter und dir euer Quartier. Bis dahin führt dich Georgina herum – sie ist ebenfalls neu, ihr könnt euch also zusammen verlaufen.«

Sie lachten, während Jaqueline der jungen Frau zuwinkte, die mit ein paar Büchern in der Hand durch die Halle ging.

»Stimmt es, dass du meiner Mutter ... Dass du sie nicht ... Ich meine, du bist in ihrer Firma eingebrochen und hast ...«

Cassey hielt inne und atmete tief durch. »Ich habe das nie richtig verstanden. Warum meine Mutter mit dir spricht, obwohl du ...«

Jaqueline holte ihren Ausweis hervor. »Ich bin eingebrochen, ja.« Sie reichte ihr das Dokument der CIA. »Aber nicht, um etwas zu stehlen,

sondern weil es notwendig war. Ich bin eine Agentin und deine Mutter arbeitete bis gestern für eine Verbrecherorganisation. Darum kamen auch die Marshalls und haben euch hierher gebracht. Und darum habe ich auch deine Mutter nicht getötet, denn sie konnte nichts dafür.«

Cassey betrachtete den Ausweis. »So einfach hat es mir meine Mutter nie erklärt.«

»Sie wollte dich nicht in Gefahr bringen – das ist alles. Aber nun bist du hier und du bist alt genug, um es zu erfahren. Aber glaub mir, das war noch nicht das Geheimnisvollste, was du heute erfahren hast.«

Sie blickte zu Georgina, die inzwischen neben ihnen stand. »Macht euch bekannt, dann zeig ihr die Anlage. Ich muss zu einer Besprechung.«

»Okay.« Georgina reichte dem Mädchen die Hand und stellte sich vor. Dann blickte sie noch einmal zu Jaqueline. »Sehen wir uns später?«

»Wenn es sich einrichten lässt ... Ich hoffe es.« Sie wandte sich um und ging davon. Es wurde Zeit, die Mission ins Rollen zu bringen.

II

»Das, woran die SSSK im Moment arbeitet, nennt sich *Projekt Mala'aks Home* und befasst sich mit fremden Welten und der Möglichkeit, Tore dorthin zu öffnen. Wie ich herausfinden konnte, ist dies nicht das erste Mal. Schon vor einigen Jahren versuchten sie dies. In Kambodscha, aber auch in Caribbean Cove. Bislang konnten die verschiedenen Versuche jeweils verhindert werden; stets von Jaqueline und ihrem Team.« Angelina Fossey schenkte der Schatzjägerin einen schüchternen Blick.

»Und nun wollen sie es wieder tun«, resümierte Jaqueline. »Vor ein paar Jahren wollten sie einem Mala'ak – einem Diener der Großen Alten – helfen, in seine Welt zurückzukehren. Erst versuchten sie es mithilfe verschiedener Artefakte, die aber letztlich durch uns gefunden und zerstört werden konnten. Dann wollten sie in den Besitz eines Amuletts gelangen, welches mitsamt dem Mala'ak zerstört wurde. Das Tor sollte auf Caribbean Cove entstehen, in einer Forschungsanlage, die ich im Zuge der damaligen Ermittlungen infiltrieren konnte.«

»Diesmal wollen sie jedoch auf Nummer sicher gehen; sie gehen das

Projekt zweigeleisig an. Ein Team arbeitet in der Karibik, ein anders in New York City – sie haben tief unter dem Hauptquartier einen alten Bahnhof aus den 1930er Jahren gefunden und diesen umgebaut. *Beide* Anlagen sind besser gesichert als Fort Knox. Dort reinzukommen wird schwer.«

»Du hast Pläne dabei?«, fragte Jaqueline milde. Sie wusste, dass Angelina bis an die Grenzen dessen gegangen war, was sie hatte tun können. Die Frau hatte sich und ihre Tochter in Gefahr gebracht, um Informationen zu gewinnen. Sie verdiente eine freundliche Behandlung und jede nur erdenkliche Hilfe.

»Habe ich.« Angelina holte eine DVD aus ihrer Tasche. »Digitale Kopien.«

Francine stand auf und nahm den Datenträger entgegen.

»Sonst noch etwas?«, fragte Jaqueline.

»Alles Weitere liegt auf der DVD. Word-Dokumente, Karten, Konzepte, Grafiken und Fotos. Ich bin keine Wissenschaftlerin und kann nicht erklären, was ich alles gefunden habe.«

»Danke, Angelina.« Jaqueline stand auf und bedeutete der Frau, ihr zu folgen.

Gemeinsam verließen sie den Konferenzraum.

»Ich hoffe, das alles war es wert. Ich habe mein Leben aufgegeben, um diese Informationen hierher zu bringen. Ich habe meine Tochter gezwungen, ihr Leben aufzugeben.« Sie schaute sich um. »Mein Job, meine Wohnung – alles weg. Ich stehe vor dem Nichts.«

»Tust du nicht!«, widersprach Jaqueline. »In Ebony wartet ein Haus auf dich und deine Tochter. Du arbeitest künftig für dieses Projekt und deine Tochter wird sich einfinden. In ein paar Jahren geht sie ohnehin auf ein College und ihr Leben ändert sich erneut.«

»Die letzten Jahre waren hart. Ich arbeitete viel und hatte wenig Zeit für sie. Vor allem aber blieb nicht sonderlich viel Geld hängen. Ihr Vater machte sich aus dem Staub; ich weiß nicht einmal, wo er ist. Bislang habe ich keinen Cent Unterhalt gesehen.« Sie seufzte. »Ich sagte Cassey schon, dass ich sie wahrscheinlich nicht aufs College schicken kann.«

»Das tut mir leid.« Jaqueline sah, dass Georgina und Cassey zu ihnen kamen. »Ich zeige euch eure Unterkunft, anschließend kann dich deine Tochter mit den Gegebenheiten vertraut machen. Erst einmal seid ihr

unsere Gäste.«

Damit wandte sich die Schatzjägerin ab und kehrte zurück in den Konferenzraum.

Francine hatte die DVD inzwischen in das Laufwerk eines Notebooks geschoben. Gemeinsam schauten sie sich die Daten an.

»Sie kombinieren, was sie bislang haben«, erklärte sie, als Jaqueline zurückkehrte. »Das zumindest steht in einem der Dokumente. Sie haben Erfahrungen gesammelt, Recherche betrieben und ihre bisherigen Versuche ausgewertet. Nun wissen sie, wie sie vorgehen müssen. Dessen sind sie sich sicher.«

»Und sie haben Technik von uns kopiert!«, knurrte Roger. Er deutete auf ein Diagramm. »Das ist von mir – die Energie- und Phasenverschiebung beim Eintritt in den Zeitstrom. Sogar mein Kürzel steht noch darunter.«

»Für die SSSK muss es ein Fest gewesen sein, uns Informationen stehlen zu können. Schade, dass sich White das Leben genommen hat – ich würde ihn gerne umbringen«, knurrte Jaqueline. »Zwei getrennte Forschungseinrichtungen – das bedeutet, dass wir zwei Teams bilden müssen. Francine und Ken, Claire und ich«, entschied Jaqueline. »Dan und Markui fungieren als Operator, Andrew und Golda sind das Backup-Team. Roger und William hingegen sorgen dafür, dass wir überall reinkommen und uns die Sicherheitsvorrichtungen keinen Strich durch die Rechnung machen.«

»Und ich?«, wollte Tamara wissen. »Hast du mich vergessen?«

»Nein – du wirst die Analyse der Maschinen vornehmen, sobald wir vor Ort sind und die Bedrohung eliminieren konnten. Zudem könnte es sein, dass wir deinen Sachverstand benötigen.«

»Wer nimmt welche Einrichtung?«, wollte Francine wissen.

»Claire und ich übernehmen Caribbean Cove, denn dort war ich schon. New York wäre für uns alle fremd.«

»Sinnvoll. Dann planen wir mal unseren Einsatz.« Francine schaute zu Ken, dann zu Dan. »Das machen wir drei, denn wir werden zusammenarbeiten.«

»Claire, Markui – ich führe ein paar Telefonate. Dann muss ich nach New York. Wahrscheinlich werden wir den Einsatz nicht hier in Ebony Creek beginnen.« Sie schaute zu den anderen. »Bis es soweit ist, bringt bitte die restlichen Teile der mobilen Zentrale nach 0-2-2 Alpha und

baut sie auf. Nehmt unseren Neuzugang mit – sie kann sich nützlich machen und Praxis sammeln.«

Sie stand auf und hob die Besprechung auf. Jeder wusste, was er zu tun hatte – die Mission lief.

Jaqueline hätte lieber mit erfahrenen Agenten gearbeitet, wollte aber niemanden sonst in das Projekt einweihen. Es reichte schon, dass sie Angelina und deren Tochter Cassey hatte hierher bringen müssen.

Sie ging durch die Halle und hielt nach den beiden Frauen Ausschau. Aber erst im Restaurant auf dem Plateau fand sie beide. Sie hockten vor dem breiten Fenster und genossen den Ausblick.

Jaqueline holte sich ein Mittagessen und gesellte sich zu ihnen.

»Faszinierend«, sagte Cassey, während sie wieder schüchtern zu Jaqueline schaute. »Ich meine – diese ganze Anlage und das, was ihr hier tut.«

»Ja ... Wer weiß, vielleicht wirst du eines Tages in einem Glider sitzen und zu fremden Welten fliegen. Wir brauchen Historiker, Chemiker, Physiker und Biologen. Oder einfach nur mutige Leute, die sportlich sind und keine Angst vor dem Unbekannten haben.« Sie schenkte dem Mädchen ein Petzauge.

»Das wäre toll!«, erklärte Cassey im Brustton der Überzeugung. »Ich glaube, ich wäre mutig genug. Aber ... Ich glaube nicht, dass ich Historikerin oder Biologin werden kann.« Sie senkte den Blick.

»Was würdest du denn werden wollen, wenn du die Möglichkeit hättest?«, fragte Jaqueline, während sie versuchte, die Bestandteile ihres Essens zu identifizieren. Es handelte sich um ein mexikanisches Gericht, bei dem Gemüse, Reis, Fleisch und Sauce zu einem rot-grünen Gemisch verarbeitet worden war. Sie kostete und stellte fest, dass es köstlich schmeckte.

»Ich glaube, Biologie würde mir liegen«, sinnierte Cassey, während ihre Mutter ein wenig vorwurfsvoll zu Jaqueline schaute. Angelina Fossey gefiel nicht, dass Jack in ihrer Tochter Wünsche weckte, die bereits ad acta gelegt worden waren. »Ich bin gut in der Schule und könnte ich aufs College gehen ... Ich dachte daran, Tierpflegerin zu werden«, beeilte sie sich dann zu sagen. Sie lächelte tapfer.

»Eine gute Wahl«, lobte Jaqueline die Jugendliche. »Ich habe eine Idee – du belegst das Fach im College und sobald du einen Abschluss hast, fängst du bei uns an.«

Sie holte ihr Scheckbuch hervor und füllte einen Scheck aus. Den reichte sie Cassey. »Das ist für deine Ausbildung.«

Das Mädchen starrte den Scheck an. »Das sind ... 250.000 Dollar. Wie ...«

»Du sollst dich auf deine Ausbildung konzentrieren können. Gute Colleges sind zudem nicht billig.« Jaqueline aß weiter.

»Das ... können wir nicht annehmen!«, entfuhr es Angelina Fossey. »Was, wenn sie *nicht* hier anfangen will?«

»Dann lässt sie es und sucht sich einen anderen Job. Solange sie nicht bei der SSSK anheuert ...« Die Agentin lächelte schwach. »Ich habe euer Leben auf den Kopf gestellt. Das Mindeste ist, deiner Tochter ein neues, gutes Leben zu ermöglichen. Das Geld stößt nur die Tür auf; durchgehen muss sie selbst.«

»Das ist wirklich sehr großzügig.« Angelina und auch Cassey hatten Tränen in den Augen. »Wenn ich daran denke, dass du mit einer Waffe auf mich gezielt hast ...«

»Dich leben zu lassen, war richtig und euch nun unter die Arme zu greifen, ist es wieder. In den nächsten Tagen werden viele Menschen durch mich sterben. Ein bisschen Ausgleich muss sein.«

Cassey riss die Augen auf. »Sterben?«

»Ich bin eine Agentin, vergessen? Und Agenten töten hin und wieder jene, die dem Land oder der ganzen Welt schaden wollen. Wie in den Filmen. Mission Impossible, James Bond ...«

Sie aßen und unterhielten sich, dann stand Jaqueline auf und verabschiedete sich. Sie musste noch ein paar Dinge regeln, ehe sie nach New York flog, um sich mit dem künftigen Mitarbeiter zu treffen. Zudem wollte sie den Abend mit Georgina verbringen. Sie wusste nicht, ob sie nach ihrem Einsatz jemals wieder dazu in der Lage sein würde.

Kapitel 13

Angriff

Karibik/ New York City, März 2007

»Du bist optimistisch – sonst hättest du kein neues Personal eingestellt.« Claire stand neben Jaqueline an der Reling der USS EXCALIBUR – ein Stealth-Schiff, welches sich neben der US Navy auch verschiedene Geheimdienste teilten; unter anderem die CIA, der MI6 und der Mossad. Die Technologie stammte überwiegend aus Europa und Israel, finanziert hatten es die beteiligten Parteien zu gleichen Teilen und gebaut worden war es in den USA. Auf diese Weise profitierten mehrere Länder, ohne dass die ohnehin mageren Budgets allzu sehr belastet worden waren.

Jaqueline, Claire und Markui waren auf St. Kitts an Bord gegangen und befanden sich nun etwa 30 Seemeilen vor Caribbean Cove.

Noch fuhren sie wie ein normales Schiff, aber bald schon würden sie tauchen, um sich der Insel unbemerkt zu nähern.

»Warum glaubst du, ich sei optimistisch?«, wunderte sich Jaqueline und musterte die junge Agentin. »Ich habe sie eingestellt, damit wir auf Ersatz zurückgreifen können, falls wir versagen und sterben sollten.«

Claire schloss kurz die Augen. »Weißt du, Jack – das wollte ich gar nicht wissen. Ich fand es freundlicher, an das Gute zu glauben. Mich zu desillusionieren bringt die Mission auch nicht weiter.«

»Ich halte nichts davon, sich selbst zu belügen. Rechne mit dem Schlimmsten und hoffe auf das Beste – schreib dein Testament, ehe du in den Kampf ziehst und freue dich darauf, es anschließend zerreißen zu können.«

»Denkst du, die Einfahrt für U-Boote ist noch immer da?«, wechselte Claire das Thema.

Inzwischen stand der Plan für das Vordringen fest – sie würden getaucht bis auf wenige Meilen an die Insel heranfahren, dann in ein kleines Tauchboot umsteigen und durch die Schleuse, welche die Insel bot, in den U-Boothafen einlaufen. Eine Maschine der US Marines würde gleichzeitig über die Insel hinwegfliegen und Bodentruppen absetzen, um die Insel einzunehmen. Hier und jetzt, das hatte Jaqueline beschlos-

sen, würde Caribbean Cove stillgelegt; für alle Zeiten!

»Die Zufahrt ist bestimmt noch da, denn die SSSK unterhält U-Boote. Die Frage ist nur, ob sie ein Tor angebracht haben oder nicht. Wenn, werden wir mit der EXCALIBUR kommen und das Tor sprengen.« Sie schaute zu Claire. »Wir machen keine Gefangenen auf der Insel. Egal, ob sich jemand ergibt oder nicht.«

Die Agentin schluckte. »Ich bin nicht so kalt. Jack, ich weiß nicht, ob ...«

»Der Feind, den du heute leben lässt ...«

»... ist der Feind, der dich morgen tötet. Ich kenne den Spruch. Aber hier geht es nicht um Feindwesen, sondern um Menschen.«

»Feindliche Menschen, die uns alle ins Verderben stürzen wollen. Sie *sind* Feindwesen; sie sehen nur nicht so aus.« Jaqueline wandte sich ab. »Lass uns unter Deck gehen – wir tauchen bald.«

II

Francine schaute zu Ken. Der junge Mann nickte grimmig – sie waren entschlossen, den Schlag zu führen.

Auch wenn es noch nicht so weit war, denn Vorbereitungen mussten getroffen werden. Auch hier hatte man sich dazu entschlossen, nicht heimlich vorzugehen. Jaqueline und Francine hatten auf den Apparat der CIA zurückgegriffen, dann aber das Heimatschutzministerium mit einbezogen. Der Plan war es, das Gebäude der SSSK stürmen zu lassen. Jaqueline und Francine wollten wissen, an welchen Projekten die Society noch arbeitete.

Es hatte beide ein wenig Überzeugungskraft gekostet, die entsprechenden Hebel in Bewegung setzen zu dürfen; die SSSK verfügte über beträchtlichen Einfluss und das machte es den Geheimdiensten so schwer, gegen sie vorzugehen. Wenn die Bosse der Society mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten dinierten oder eine Audienz bei Queen Elisabeth der Zweiten erhielten, konnten Agenten der CIA oder des MI6 nicht einfach losziehen und gegen eben jene Bosse vorgehen.

Die SSSK war zudem ein Krake mit unzähligen Armen. Immer wieder machte sie *auch* durch positive Schlagzeilen von sich reden. So hatten sie ein Mittel auf den Markt gebracht, welches HIV-Infektionen wirksam unterdrücken konnte.

Dass hierbei Blut von Drachen zum Einsatz kam und die Entführung dieser Drachen aus einer Höhle in Deutschland mit Blut und Gewalt einherging, erfuhr die Öffentlichkeit nicht. Sie bejubelte die Forscher als Heilsbringer und so war das Ansehen der Society in der Öffentlichkeit unbeschadet; wieder wurde den Geheimdiensten das Leben schwer gemacht.

Nicht nur Jaqueline hätte lieber heute als morgen die SSSK geschlossen und jeden, der dort etwas zu sagen hatte, auf den Stuhl geschickt. Aber dies war unmöglich; eine Durchsuchung der Räume in New York City sowie die Einnahme der Insel in der Karibik waren mehr, als die Verantwortlichen eigentlich hatten zugestehen wollen. Letztlich war es Jacks Reputation gewesen, die den Ausschlag gab. Sie galt als unbestechlich, hoch professionell und *eingeweiht* – was nicht zuletzt an der höchsten Freigabe lag, die je eine Agentin der UKUSA erhalten hatte. Manche scherzten, dass sie mehr wusste als der Chef der CIA selbst – aber das war übertrieben.

Beide wussten gleichviel.

Francine und Ken bewegten sich durch einen alten Tunnel. Früher waren hier U-Bahnen gefahren, doch dies lag Jahrzehnte zurück. Inzwischen hausten Ratten in den Schächten; zweibeinige und vierbeinige.

Nicht wenige Obdachlose zogen es vor, in den Tiefen der Metropole zu hausen. Aufgelassene U-Bahnschächte, alte Bahnhöfe und nicht mehr genutzte Toilettenanlagen dienten jenen als Heimat, die nichts mehr hatten und von der Welt dort oben auch nichts mehr erwarten konnten. Die Dunkelheit war ihr Zuhause, die Clans ihre Familie.

Selbst Kinder wuchsen bereits dort unten auf, vergessen von jenen, die ein besseres, ein *normales* Leben führten.

Nur selten schickte die Polizei Einheiten in die Tiefe; immer dann, wenn Abschnitte restauriert oder endgültig geschlossen werden sollten. Nicht selten kam es zu Ausschreitungen und die Beamten zogen sich aus der unwirklichen Welt der *Maulwürfe* zurück.

Francine und Ken waren einigen dieser Leute begegnet, hatten ihnen aber klarmachen können, dass es ihnen nicht um sie ging. Als sie auf die Arbeiten in einem alten Abschnitt zu sprechen gekommen war, hatte der Clanchef genickt – ein alter Bahnhof war von *reichen Oberweltlern annektiert und mit Gewalt gesäubert worden*, wie Francine und Ken erfuhren. Offenbar waren einige Maulwürfe dabei gestorben und

das passte den anderen ganz und gar nicht.

»Hier unten zu leben ist grausam, oder?«, wisperte Ken, während sie einen alten Versorgungstunnel entlanggingen. Er führte laut Plänen, die Dan in den Archiven der Stadt aufgestöbert hatte, zu jenem ominösen Ort, den die SSSK nutzte.

»Es ist warm, es ist trocken und niemand vertreibt sie«, erwiderte Francine. »Sie haben ihre Form des Zusammenlebens gefunden. Wenn man zudem keine Scheu hat, Ratten zu essen ...«

Sie grinste, denn der Clanchef hatte beide zu einem Imbiss laden wollen; etwas, das die Agenten unter dem Gelächter der anderen Maulwürfe abgelehnt hatten.

»Schienenhasen«, erinnerte Ken seine Chefin an den Ausdruck, den die Maulwürfe benutzt hatten.

»Richtig. Wer weiß – wenn wir nicht wüssten, was es ist, würde es uns vielleicht schmecken. Ratten sind auch nur Nager – wie Hasen und Kaninchen auch.«

»Sie schlürfen die heiße Leber!«, zischte Ken. »Das hat der eine gesagt. Sie schlürfen erst die Innereien, um sich zu vergewissern, dass die Ratten kein Gift gefressen haben. Ich meine ...« Er würgte bei der Vorstellung.

Sie schlichen weiter, während Dan leise lachte. Via Headset war er aufgeschaltet – saß aber in einem schwarzen Wagen des Heimatschutzministeriums und schlürfte hin und wieder an einem Kaffee von Starbucks.

»Da gibt's nichts zu lachen!«, sagte Francine leise. »Zumindest nicht, wenn man es bequem hat!« Sie kicherte.

Vor ihnen beschrieb der Gang eine Biegung. Lange konnte es nicht mehr dauern, bis sie die fragliche Zone erreichten.

Sie folgten den rostigen Schienen in die Kurve, hielten dann aber inne, als sie vor sich zwei Wärmepunkte ausmachen konnten. Ihre Datenbrillen dienten nicht nur als Nachtsichtgeräte, sondern auch als Infrarot-Detektoren, um Wachen frühzeitig auszumachen.

Genau damit hatten sie es nun zu tun, wie sie ahnten.

Noch leiser als zuvor schlichen sie weiter, Pistolen mit Schalldämpfern in Händen.

Dicht an der Wand gekauert verharrten sie am Ende der Biegung. Etwa 30 Meter vor ihnen befand sich eine neue, moderne Mauer mit ein-

gelassener Tür. Davor standen zwei bewaffnete Wachen der SSSK. Sie trugen blau-rote Uniformen mit dem unverkennbaren Logo der Society.

Ken und Francine zielten, dann drückten sie ab.

Beide Männer wurden getroffen. Die Wucht warf sie gegen die Mauer hinter ihnen. An ihr rutschten sie hinab. Einer von ihnen hinterließ eine hässliche Blutspur, der andere nicht. Ihre Glieder zuckten noch kurz, ehe sie reglos und tot auf dem kalten Boden lagen.

Die beiden Agenten liefen los, erreichten die Leichen und durchsuchten sie. Sie fanden je eine Zutrittskarte, die durch den Schlitz eines Lesegeräts geschoben werden musste.

Eine Codeeingabe war ebenfalls notwendig, doch eben diesen Code hatten sie nicht.

Francine nahm ihr X-Gerät hervor und verband es mit einer Sonde, die ihr Roger vor dem Flug nach New York City in die Hand gedrückt hatte. Anschließend führte sie eben jene Sonde in den Schlitz des Lesegeräts ein.

»Ich bin dran!«, hörte sie Rogers Stimme sagen. »Dauert einen Moment, das Programm geht verschiedene Möglichkeiten durch.«

Noch während der Computer der Timetraveller versuchte, einen passenden Code zu ermitteln, erklang plötzlich ein leises Summen und die Tür öffnete sich automatisch.

»Scheiße!«, wisperte Francine. »Jetzt müssen wir improvisieren. Dan – das NYPD und das Heimatschutzministerium sollen sich bereithalten.«

»Roger.«

Francine und Ken zogen sich etwas zurück. Die Tür schwang vollends nach innen, zwei Wachen erschienen. Offenbar wollten sie ihre Kollegen ablösen – und sahen sie tot auf dem Boden liegen.

Einer griff sofort zum Funkgerät, der andere zog seine Waffe.

Beide starben im Bruchteil einer Sekunde. Dennoch hatte es einer der beiden offenbar geschafft, Alarm auszulösen, denn eine Sirene heulte durch die Anlage. So laut, so schrill, dass man sie wahrscheinlich noch in Grand Central Station hörte.

»Zugriff – die Katze ist aus dem Sack!«, befahl Ken, während beide losliefen, die Tür passierten und schon auf die ersten Wachen stießen.

Schüsse fielen, Ken und Francine mussten in Deckung gehen.

»Heimatschutz!«, rief die Agentin. »Das gesamte Gelände wird so-

eben von Beamten des NYPD und der Behörde gestürmt. Wer sich widersetzt, macht sich strafbar!«

»Fahr zur Hölle!«, donnerte die Antwort durch den Gang, gefolgt von Schüssen.

Sie wollten es nicht anders ...

Kurz darauf bewiesen Ken und Francine, was sie konnten ...

III

Das Tauchboot glitt durch das Wasser der Karibik. War dieses bei Tag strahlend blau, so war es nun, nach Einbruch der Dunkelheit, tintig schwarz.

Sie hatten die Strahler des Boots nicht zugeschaltet, sodass sie einzig mittels Infrarot und Sonar fuhren.

Vor ihnen tauchte die deutlich wärmere Öffnung im Fels der Insel auf; die Zufahrt zum U-Boot-Hafen.

Ein Schott sahen sie nicht, wohl aber ein Energiegitter, welches Alarm auslösen würde, sobald sie es durchbrachen.

»Was machen wir?«, fragte Claire und wandte den Kopf, um erst Jaqueline, dann den Steuermann anzuschauen, der auf seinem Platz saß und auf die Zufahrt zuhielt.

»Es nur auszuschalten wird eventuell nicht reichen«, überlegte die Schatzjägerin. »Wir könnten ...«

»Jack, Claire – Markui hier«, meldete sich ihr Operator in diesem Moment von Bord der USS EXCALIBUR, »das zweite Team wurde entdeckt, der Sturm hat begonnen.«

»Okay, dann brauchen wir uns darum keine Gedanken mehr zu machen. Marines sollen starten.« Jaqueline wandte sich an den Steuermann des kleinen Tauchboots. »EMP auf das Energiegitter ausrichten und Feuer wenn fertig.«

»Verstanden.« Der angehende Offizier grinste, während er die elektromagnetische Waffe aktivierte. »Bislang war das alles nur Training und öde Routine. Schön, endlich mal tun zu dürfen, was wir all die Zeit trainiert haben.«

Der Impuls wurde gesendet. Fast augenblicklich erlosch das Energienetz. Wahrscheinlich wurde aber just in diesem Moment Alarm ausge-

löst.

»Marines sind auf dem Weg!«, rief Markui aufgekratzt. »Das ist fast wie auf Rauenfels.«

»Schön, dass du deinen Spaß hast«, replizierte Claire. Sie kontrollierte ihre Waffe. »Ich könnte darauf verzichten.«

Das Tauchboot glitt in den Hafen und stoppte neben einem U-Boot der Oscar-Klasse. Es stammte aus Sowjet-Zeiten, wie die Reste eines abgekratzten Sterns bewiesen.

Jaqueline öffnete die Luke und sprang ins Freie. Sie schoss sofort, denn mehrere Wachen der SSSK stürmten den Hafen.

Zwei von ihnen wurden getroffen; ihre Köpfe explodierten unter den Einschlägen der D-Drex-Kugeln.

Jaqueline gewann Zeit, um sich ins Freie zu wuchten, auf das U-Boot zu springen und hinter dem Turm in Deckung zu gehen.

Claire schob sich ebenfalls ins Freie und schoss. Wieder wurden Wachen getroffen, aber auch die Agentin bekam einen Streifschuss ab. Sie schrie auf und sprang auf das U-Boot, um sich in Sicherheit zu bringen.

Für Sekunden erzitterte die Luft unter den Schüssen. Querschläger prallten ab, niemand konnte einen klaren Vorteil erzielen.

Dann erklangen dumpfe Schläge, Putz bröckelte von der Decke und plötzlich zogen sich die Hälfte der Wachen zurück; die Marines waren gelandet und die Schlacht wurde nun an zwei Fronten geführt.

IV

»Feuer einstellen!«, hallte plötzlich eine Stimme zwischen den Wänden des ehemaligen Bahnhofs wider. »Wir ergeben uns den polizeilichen Maßnahmen! Das ist ein Befehl!«

Sofort schwiegen die Waffen.

Francine und Ken atmeten auf, kamen aus ihrer Deckung und sahen, dass die Männer und Frauen der SSSK ihre Waffen niedergelegt und die Hände erhoben hatten.

»Wo finden die Versuche statt?«, fragte Ken kalt. Er fixierte einen der Wachmänner.

»Folgen Sie mir!«, bat dieser und wandte sich um.

Sie eilten einen Gang entlang, ehe sie die eigentliche Einrichtung erreichten. Grelles Licht erhellte die Räume, Wissenschaftler standen an

den Wänden und hielten ebenfalls ihre Hände erhoben.

»Der Weltenraum?«, fragte Francine und schaute sich um.

»Ihr seid zu spät!«, erklärte einer der Wissenschaftler. »Jene, die das Projekt betreuen, sind weg. Sie haben unsere Technik genutzt, um sich in Sicherheit zu bringen. Diesmal werden wir erfolgreich sein.«

»Ihr habt keine Ahnung, was ihr tut!«, wisperte Francine mühsam beherrscht. Am liebsten hätten sie den Mann zu Boden geworfen, um einen kleinen Stepptanz auf seiner Brust aufzuführen.

»Oh, *wir* wissen es sehr genau. Aber ich glaube nicht, dass Beamte des Heimatschutzministeriums wissen, von was hier gesprochen wird.« Er lächelte überheblich.

»Wo ist der Weltenraum?«, fragte Ken. Er packte den Mann am Kragen und schüttelte ihn.

»Eine Tür weiter. Aber wie schon gesagt – *diesmal* stoppt uns niemand.« Der Mann schaute sich um. »Wo ist eigentlich Doktor Berger? Ich dachte, sie würde erscheinen, um uns einmal mehr einen Strich durch die Rechnung zu machen.«

»Sie nimmt sich gerade Caribbean Cove vor«, erwiderte Francine, während sie gemeinsam mit Ken und dem Wissenschaftler, der nach wie vor spöttisch grinste, in den Raum nebenan gingen.

»Sieh dir das an!«, wisperte Ken. »Sie haben eine Weltenmaschine, die jener auf Rauenfels in der Parallelwelt sehr ähnlich ist. Eine Platte, auf die man sich stellt und – puff – verschwindet.«

Der Wissenschaftler verlor etwas von seiner Überheblichkeit, während er die beiden Agenten beobachtete.

Francine nahm ihren PDA zur Hand und aktivierte den Tempotronen-Scanner. »Ich habe die Spur!«, rief sie nach ein paar Sekunden. »Roger, ich brauche den Glider in Nullzeit hier.«

»Kommt.«

»Glider?«, fragte der Wissenschaftler schrill, »Nullzeit? Roger?«

»Überraschung!«, gab Francine sarkastisch zurück. »Wir holen uns deine Kollegen und dann werfen wir sie in den Zeitstrom.«

Damit wandte sie sich ab. Fast gleichzeitig gingen die Türen eines Aufzugs auf und Beamte des NYPD ergossen sich in die Anlage.

»Einpacken und verhaften – wir schauen uns alles in Ruhe an. Mal sehen, was sich ergibt!«, befahl Ken, während er gemeinsam mit Francine zum Lift lief.

V

»Ich habe noch nie so viele Menschen getötet!«, rief Claire, während sie neben Jaqueline durch die Anlage hetzte.

»Dabei ist der Tag noch jung«, replizierte die Agentin. »Mal sehen, wer am Ende des Tages mehr Menschen auf dem Gewissen hat. Der Sieger zahlt dem Verlierer ein Abendessen.«

Sie erreichten die Forschungseinrichtung, ohne auf weitere Gegenwehr zu stoßen, da die Marines bereits von der entgegengesetzten Seite in die Anlage strömten.

Sie erreichten den Weltenraum – und sahen, dass die Maschine noch glühte, das Personal aber gegangen war.

»Die haben sich aus dem Staub gemacht!«, wisperte Claire und zückte ihr X-Gerät. »Wetten, dass die einen Pan B haben und irgendwo eine dritte Anlage betreiben?«

»Roger, wir brauchen den Glider in Nullzeit!«, befahl Jaqueline.

»Ach was? Mir ist, als hätte ich die Worte heute schon einmal gehört. Wir holen euch auf der Insel ab. Kommt raus, wir sind gleich da.«

»Sind auf dem Weg ...« Jaqueline wandte sich an einen der Marines. »Private First Class Parker«, las sie vom Namensschild ab, »Verluste?«

»Ma'am – Zwei Verwundete, keine Toten, Ma'am.«

Jaqueline klopfte ihm auf die Schulter. »Gut gemacht. Gehen Sie zum U-Boot-Hafen und sagen Sie, das Tauchboot soll sich zurückziehen. Anschließend sprengen Sie hier – kein Stein bleibt auf dem anderen, keine Datei unbeschädigt.«

Der Soldat nickte. »Was machen wir mit jenen, die sich ergeben haben?«, wollte er wissen.

»Wir machen keine Gefangenen, PFC.« Sie hielt inne. »Schicken Sie mir eine Mail mit der Bezeichnung Ihrer Einheit – ich möchte mich für die gute Arbeit bedanken.«

»Ma'am, verstanden, Ma'am.« Wieder grüßte er, während Claire die Augen verdrehte, aber nichts sagte.

Sie wusste, dass die Gefangenen nun exekutiert würden. Hier, fernab von Menschenrechten, Anwälten und Richtern hatte Jaqueline das Urteil über Menschen gesprochen, die schlicht für die falsche Firma arbeiteten und forschten.

Sie fragte sich, wie Jaqueline überhaupt noch schlafen konnte. Doch

dann fielen ihr die starken Pillen ein, die sie damals in Jaquelines Bad-schrank gesehen hatte, und sie kannte die Antwort.

Kapitel 14

Finale

Welt 0-2-4 Alpha

Der Triceratops jagte aus dem Zeitstrom.

Claire, die auf dem Sitz des Copiloten saß, schaute sich um. »Wald, Wiesen, keine Siedlungen – bis auf eine, und die ist eindeutig nagelneu.«

»Ich denke, wir haben den Stützpunkt der SSSK gefunden«, ließ sich Markui vernehmen. Er hatte es sich so wenig wie Dan nehmen lassen, an dieser wichtigen Mission teilzunehmen.

»Das denke ich auch!«, bestätigte Claire. Sie nutzte die Kamera des Gliders und zoomte die Anlage heran. »Ja, da sind Wachen mit dem typischen Logo der Society.«

»Kampfmodus!«, befahl Jaqueline. »Nun haben wir keine Marines und kein NYPD. Es gibt nur uns – also beenden wir es.«

Ken nickte, aktivierte den Kampfmodus des Triceratops und jagte einem Racheengel gleich in die Tiefe.

Die Wachen der SSSK sahen ihn kommen und schossen, flohen aber, als Ken die Energiewaffen einsetzte. Ein Kontrollturm explodierte, anschließend gingen Generatoren in Rauch auf. Die Energie der Anlage erlosch, Lichter gingen aus.

Noch einmal drehte Ken eine Runde, ehe er den Glider landete und die anderen aussteigen ließ.

Doch kaum waren sie alle im Freien, schloss er die Türen wieder und stieg in die Höhe, um aus der Luft Unterstützung zu bieten.

Jaqueline und Francine eilten zum Eingang der Anlage. Sie sahen, dass die Wachen ihre Waffen abgelegt hatten und sich ergaben. Der über ihnen schwebende Triceratops hatte ihnen den Schneid abgekauft.

»Ken, halte sie in Schach – wir gehen rein!«, befahl Jaqueline und riss die Tür auf. Sie rechnete mit Gegenwehr, sah aber, dass niemand

der Anwesenden bewaffnet war. Es handelte sich um Wissenschaftler, die fassungslos auf die Eindringlinge starrten.

»Wie ... Woher ... Ich verstehe nicht ...«, wisperte einer von ihnen und trat vor. »Doktor Berger?«, fragte er dann leise.

»So ist es. Wir sind hier, um diesen Wahnsinn zu beenden.«

»Wahnsinn? Wir wollen das Tor zu einer fremden Welt aufstoßen. Zu einer, die Heimat der Alten ist. Das ist ...«

»... der Untergang der Menschheit, denn ihr öffnet das falsche Tür. Feindwesen werden kommen und die Menschen vernichten. Im Jahr 2024 wird die gesamte Menschheit aufgehört haben zu existieren.«

»Das kann doch nicht ... Woher wollen Sie das ...«

»Ich habe mir Daten geschickt – aus dem Jahr 2024 in diese Zeit. Ich war da, habe es gesehen und aufgeschrieben.«

Der Wissenschaftler erbleichte. Dann schaute er zu der Weltenmaschine. »Wir sind uns sicher, dass ... Vielleicht haben Sie durch Ihr Eingreifen schon jetzt die Ereignisse geändert. Wir können ...«

»Raus.«

Jaqueline winkte mit der Waffe.

Begleitet von den anderen verließen die Wissenschaftler die Anlage.

Jaqueline schaute sich um. Dann nahm sie mehrere kleine, flache Scheiben aus der Tasche und verteilte sie im Raum. Erst dann verließ auch sie die Anlage.

»Ihr habt fünf Minuten, um etwa einen Kilometer zu laufen«, ließ sie die Angestellten der SSSK wissen. »Die Zeit läuft.«

»Was?«, brüllte einer der Wissenschaftler. »Wenn Sie das sprengen, kommen wir nicht mehr ...«

»Eine hübsche Welt. Wälder, gute Luft, Wasser ... Ihr solltet euch wirklich beeilen. Ein Kilometer ist viel, fünf Minuten sind es nicht.«

Die Männer liefen los.

Ken landete den Triceratops, sodass die Gruppe einsteigen konnte. Anschließend stieg er auf 2000 Meter Höhe.

Die Detonation war spektakulär. Ein Feuerball wälzte sich in alle Richtungen, die Druckwelle riss im Umkreis von knapp 900 Metern alles mit. Ein feurig heißer Wind fegte über das Land, noch gut drei Kilometer weiter gingen Bäume und Wiesen in Flammen auf.

»Denkst du, sie haben es geschafft?«, fragte Claire leise.

»Nein, haben sie nicht – ich kann keine menschlichen Lebenszeichen

ausmachen«, erklärte Ken. »Die Detonation hat sie alle getötet.«

»So ein Pech«, murmelte Jaqueline und lächelte böse. »Nun ja, sie hatten Hoffnung. Hätten sie gewusst, dass sie es nicht schaffen ...«

Claire presste die Lippen zusammen, Francine senkte den Kopf.

Auch sonst sagte niemand ein Wort.

Ken blieb noch einem Moment in Position, dann drehte er ab. Die Krise war abgewendet, die SSSK hatte einmal mehr den Kürzeren gezogen. Aber niemand wusste, wie oft sie es noch versuchen würde. Konnten sie stets zur Stelle sein? Oder war die Katastrophe lediglich aufgeschoben worden?

Epilog

Nach dem Sturm

Welt 0-2-2 Alpha, März 2007

»Ich trinke auf uns und darauf, dass wir unbeschadet aus diesem Abenteuer gekommen sind!«, rief Jaqueline und hob ihr Glas. »Und darauf, dass jeder sein Bestes gab. Machen wir so weiter, stehen uns viele Welten offen.«

Die anderen prosteten ihr zu.

In Ebony Creek hatten die Arbeiten an der neuen Kontrollstation und auch an der Gedenkwand begonnen. Dennoch sollten die Reisen weitergehen – bis zum Ende der Bauarbeiten war Welt 0-2-2 Alpha der Ausgangspunkt für die Timetraveller.

Und vor diesen lagen große Aufgaben. Welt 0-2-4 Alpha musste erforscht werden – war sie tatsächlich unbewohnt, kam sie als zweite Fluchtwelt in Frage. 0-2-2 Alpha hingegen würde künftig als Außenposten dienen; hier mussten Gebäude und Einrichtungen erbaut werden.

Dan hatte sich entschlossen, Teil dieses Abenteurers zu werden; als Leiter der Flugkontrolle. Bilder seines Sarges hatten ihm klargemacht, dass er eigentlich längst tot wäre; und das wollte er nicht – auch wenn er eine Liebe zurücklassen musste.

Markui blieb ebenfalls Teil der Timetraveller, so wie seine Schwester. Sie hatte beschlossen, sich zur Zeit- und Weltenreisenden ausbilden

zu lassen, während Markui Roger und Tamara unterstützte.

Am Ende dieses Abenteuers waren die Timetraveller wieder vereint – und Teil von etwas Großem.

Von etwas, dem die Zukunft offenstand, wie kaum einem anderen Projekt der Menschheit vor ihnen ...

ENDE

Nachwort

Ende?

Rück- und Ausblick

Rülzheim, Februar 2012

Das also war es – das letzte Abenteuer der Timetraveller. Zumindest, was die Leitserie betrifft. Denn wie James Bond schon wusste, sollte man niemals nie sagen – die Timetraveller werden in den Herzen der Autoren und hoffentlich auch in den Herzen der Leser stets einen Platz haben.

Schon jetzt gibt es Stimmen, die über eine einzelne Story hin und wieder nachdenken. Warum auch nicht?

Fünf Jahre lang begleiteten uns die Abenteuer von Claire, Ken, Markui und Dan – fünf Jahre lang waren uns die Figuren und ihre Erlebnisse wichtig.

Geboren wurde der Timetraveller aus der Notwendigkeit heraus, eine neue Leitserie finden zu müssen. Mein Vorgänger im Amt verließ den Geisterspiegel und nahm die bisherige Leitserie – *Der Hüter* – mit, um sie auf seiner eigenen Seite fortzuführen.

Einen Geisterspiegel ohne Leitserie aber wollten jene, die sich vor fünf Jahren zusammenfanden, um das weitere Vorgehen zu besprechen, auf keinen Fall. Also entschieden wir uns, etwas Neues zu schaffen. So wurde die Idee des Timetravellers geboren; eine Serie, die jedes große Genre vereinen konnte, geschrieben von vielen Autoren. Eine Serie, die

den Lesern ans Herz wächst, in der sich die Protagonisten entwickeln und ihre Autoren entfalten können.

Heute, fünf Jahre, drei Staffeln und 30 Folgen später kann ich sagen, dass wir unser Ziel erreicht haben. Jeden zweiten Monat erschien eine neue Story, jede Staffel wurde nach zehn Ausgaben abgeschlossen – und eine neue Staffel eingeleitet.

Mit einem versöhnlichen, offenen Ende verabschieden sich die Time-traveller nun, aber es ist ein Abschied auf Zeit, dessen bin ich mir sicher. Als Leitserie jedoch werden die Geschichten unserer Helden nicht mehr dienen. Dieser Vorhang schließt sich – um gleichzeitig einen neuen Vorhang zu öffnen – jenen von *Paraforce*.

Neue Helden, neue Abenteuer, ein völlig anderes Setting und eine gänzlich andere Storyline – aber viele bekannte Autoren.

Das ist die Zukunft, und sie beginnt in zwei Monaten mit *Paraforce I – Aller Anfang ist schwer*. Wenn das kein Grund ist, sich schon jetzt auf den Mai zu freuen ...

Zum Schluss möchte ich mich bei unseren Lesern für die Treue bedanken, die sie unserer Serie entgegenbrachten.

Und ich möchte mich bei den Autoren, Lektoren und Grafikern bedanken; ohne sie alle wäre eine solche Regelmäßigkeit nicht möglich gewesen.

In diesem Sinne – auf in die Zukunft!

Gunter Arentzen